THEORIA

EDITED BY ÅKE PETZÄLL

CONTENTS:

Sören Halldén: Kants Kritik des ontologischen Gottesbeweises

Holger Johansen: Die Russellsche Theorie der definititen Deskriptionen vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus betrachtet

Discussions.

Reviews.

Bibliographical notes.

Books Received.

18

Volume XVIII 1952 Part 1—2

C. W. K. GLEERUP
Lund

EJNAR MUNKSGAARD
Copenhagen

THEORIA

A Swedish Journal of Philosophy and Psychology

VOLUME XVIII 1952 PART 1—2

Annual subscription (3 parts) ~~10:50~~ 12:50 Sw. Cr. Single parts ~~4~~ 4:75 Sw. Cr.

Orders may be sent to all booksellers or to the publishers, Messrs. C. W. K. Gleerup, Vårfrugatan 8, Lund, Sweden, or Messrs. Ejnar Munksgaard, Nørregade 6, Copenhagen K., Denmark.

•

Contents:

ARTICLES:

Sören Halldén: Kants Kritik des ontologischen Gottesbeweises 1

Holger Johansen: Die Russellsche Theorie der definiten Deskriptionen vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus betrachtet 32

DISCUSSIONS:

Erik Götlind: Some remarks on Halldén's paper »What is a word?» 59

Albert Menne: Zu den triadischen bivalenten Aussagefunktoren 66

Peter Zinkernagel: Revaluation of J. S. Mill's Ethical Proof 70

REVIEWS:

Kurt Goldstein: Sprache und Erlebnis. (Gudmund Smith) 78

BIBLIOGRAPHICAL NOTES XXVIII 87

BOOKS RECEIVED 111

Manuscripts for the 1st number of the annual volume should be sent to the editor on December 1st of the preceding year, for the 2nd number on April 1st, for the 3rd number on September 1st *latest*

Kants Kritik des ontologischen Gottesbeweises

von

SÖREN HALLDÉN
(Uppsala)

---

§ 1.

Im folgenden[1] sollen gewisse Fragen behandelt werden, die denjenigen Teil der *Kritik der reinen Vernunft* betreffen, in dem Kant den ontologischen Gottesbeweis untersucht. Zuerst sollen jedoch einige Überlegungen systematischer Natur vorausgeschickt werden.

Verschiedene Versuche, den ontologischen Gottesbeweis zu widerlegen, sind unternommen worden. Es ist jedoch schwierig zu entscheiden, inwieweit diese Versuche korrekt sind. Dies dürfte in manchen Fällen darin seinen Grund haben, dass der Begriff »Widerlegung» in gewissem Sinne unbestimmt ist. Man nehme an, dass jemand einen Beweis gibt, in dem aus gewissen Prämissen $p_1, \ldots p_n$ der Schluszsatz q gezogen wird. Für jeden Schritt im Beweis wird angegeben, welche Schlussregel angewandt worden ist. Dann kann man den Beweis auf folgende doppelte Weise widerlegen:

1. Man führt Gründe dafür an, warum eine der Prämissen $p_1 \ldots p_n$ nicht mehr akzeptiert zu werden braucht.
2. Man zeigt, dass eine der angewandten Schlussregeln in dem

---

[1] Professor K. Marc-Wogau, auf dessen Seminar der vorliegende Aufsatz im Mai 1950 behandelt wurde, bin ich für eine Reihe wertvoller Hinweise zu Dank verpflichtet.

Sinne ungültig ist, dass sie erlaubt, Schlüsse zu ziehen, die von wahren Prämissen zu einem falschen Schluszsatz führen. (Diese Aufzeigung darf nicht die Form eines Beweises haben, dass die Prämissen wahr sind und der Schluszsatz falsch.)

Die meisten Beweise pflegen jedoch mit geringerer Sorgfalt als der oben gennante ausgeführt zu sein. So pflegt man im allgemeinen nicht anzugeben, welche Schlussregeln angewandt worden sind. Es ist nicht richtig klar, was man von der Widerlegung eines Beweises dieser letzteren, gewöhnlicheren, Art verlangen kann. Man kann sich einerseits denken, dass die stärkere Forderung gestellt wird, dass die Widerlegung eines von beidem enthalten soll:

1. die Angabe von Gründen dafür, warum eine der Prämissen nicht akzeptiert zu werden braucht,
2. den Nachweis, dass keine Kombination von gültigen Schlussregeln von den Prämissen zu dem Schluszsatz führt. (Dieser Nachweis darf jedoch nicht die Form eines Beweises haben, dass die Prämissen wahr sind und der Schluszsatz falsch.)

Man kann sich jedoch auch denken, dass die schwächere Forderung gestellt wird, dass die Widerlegung eines von beidem enthalten soll:

1'. die Angabe von Gründen dafür, warum eine der Prämissen nicht akzeptiert zu werden braucht;
2'. den Nachweis, dass keine Kombination von gültigen Schlussregeln, die mit dem Beweis assoziativ verbunden [2] sind, von den Prämissen zum Schluszsatz führt. (Auch dieser Nachweis darf nicht die Form eines Beweises haben, dass die Prämissen wahr sind und der Schluszsatz falsch.)

In Übereinstimmung mit der letzteren Forderung kann man den Beweis

---

[2] Dass eine Regel mit einem Beweis assoziativ verbunden ist, bedeutet, dass jede logisch gebildete Person, die sich mit dem Beweis vertraut macht, an diese Regel denken wird. — Dass diese Begriffsbestimmung vage ist, gebe ich zu.

Sokrates war Athener (1)
Sokrates war Grieche (2)
Alle Athener sind Griechen (3)

dadurch widerlegen, dass man zeigt, dass die Schlussregel ungültig ist: *Von: x ist A, und: x ist B, wird geschlossen auf: Alle A sind B.* Wenn man die stärkere der beiden Forderungen, die an eine Widerlegung gestellt werden können, akzeptiert, kann der eben angeführte Beweis jedoch überhaupt nicht widerlegt werden. Die Prämissen sind offenbar wahr und müssen akzeptiert werden. Und es ist keine Methode bekannt, die es uns ermöglicht zu zeigen, dass keine gültige Schlussregel es erlaubt, von den Prämissen (1) und (2) auf (3) zu schliessen. Auch wenn es unmöglich erscheint, dass man auf (3) von den Aussagen (1) und (2) schliessen könne, so gibt es keine Möglichkeit zu zeigen, dass es keine Schlussregel gibt, die irgendeine subtile Analyse der Aussagen (1), (2) und (3) benützt und den Schluss erlaubt.

Es scheint jedoch unangebracht zu sein, eine solche starke Forderung für die Widerlegung eines Beweises aufzustellen, dass der Schluss von (1) und (2) auf (3) nicht zu widerlegen ist. Im folgenden stelle ich daher nur die schwächere der beiden Forderungen auf.

Nach dieser kurzen und unvollständigen Bemerkung zum Begriff der Widerlegung wollen wir den ontologischen Gottesbeweis untersuchen. Die einzige Prämisse dieses Beweises formuliere ich mit Hilfe des folgenden sprachlichen Satzes:

»Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz» (1)

und den Schluszsatz mit Hilfe des folgenden sprachlichen Satzes:

»Gott existiert» (2)

Unter dem Wort »Existenz» wird hier der gewöhnliche Existenzbegriff verstanden, derjenige also, der von physikalischen und psychologischen Erscheinungen prädiziert wird, der aber vielleicht nicht von Aussagen und Sinnesdaten prädiziert werden kann.

Dem Wort »enthält» gebe ich folgende Bedeutung: *A* enthält *B*, wenn und nur wenn es logisch notwendig ist, dass jeder Gegenstand, der *A* ist, auch *B* ist.

Die Inhaltsrelation ist also eine logische Relation; sie ist mit dem Begriff der Konsequenz verwandt. Ihre Bedeutung dürfte aus folgenden Aussagen, in denen Inhaltsverhältnisse konstatiert werden, hervorgehen:

Die Eigenschaft rot enthält die Eigenschaft gefärbt.
Die Eigenschaft rot enthält sich selbst.
Die Eigenschaft, rot und rund zu sein, enthält die Eigenschaft rot.
Die Eigenschaft, rot zu sein, enhält die Eigenschaft, identisch mit sich selbst zu sein.

Die Prämisse sagt also, dass eine gewisse logische Relation zwischen dem Gottesbegriff und dem Begriff der Existenz besteht. Den Schlussatz interpretiere ich in folgender Weise: er drückt eine Aussage von der Art aus: *Ein A ist B.* (Er kann auch in anderer Weise interpretiert werden, nämlich als eine Aussage von der Art: *Der Gegenstand, der A ist, ist B.* Aber dieser Fall ist demjenigen, der hier untersucht wird, so ähnlich, dass er nicht besonders behandelt zu werden braucht.) Der ontologische Gottesbeweis ist dementsprechend ein Schluss von der Aussage:

Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz (1')

auf die Aussage:

Etwas, das Gott ist, existiert (2')

Nach dem, was oben über Widerlegungen gesagt worden ist, würde der obige Beweis nur auf zwei verschiedene Weise widerlegt werden können, nämlich entweder dadurch, dass (1') abgelehnt wird, oder dadurch, dass der Nachweis erbracht wird, dass keine Kombination von Schlussregeln, die assoziativ mit dem Beweis verbunden sind, von der Prämisse zum Schluszsatz führt. Nun erscheint es mir sicher und offenbar, dass die Prämisse (1') eine wahre Aussage ist. Offenbar gilt für viele Begriffe *A* folgende Behauptung:

Es ist logisch notwendig, dass jeder Gegenstand, der A ist, auch existiert.

Die Begriffe Molekül, Erlebnis und Stein sind Beispiele dafür. Es scheint mir nun in der gleichen Weise, dass für jeden vernünftigen Gottesbegriff, die Ausage (1') wahr sein muss. Deswegen kann man den Schluss (1')—(2') nicht dadurch widerlegen, dass man die Prämisse (1') als falsch darstellt. Unter diesen Umständen bleibt die zweite Möglichkeit übrig, nämlich die Schlussregeln zu untersuchen, die assoziativ mit dem Schluss verbunden sind. Es scheint mir jedoch, dass die einzige Schlussregel, die mit dem Beweis assoziativ verbunden ist, folgende ist:

Von *A enthält B* wird geschlossen auf *Etwas, das A ist, ist B.*

Dass diese Regel ungültig ist, geht klar hervor, wenn man bedenkt, dass eine Behauptung: *A enthält B,* — wenn wir von ihrer modalen Bedeutung absehen — nur den rein hypothetischen Sachverhalt auszusagen scheint: wenn ein Gegenstand *A* ist, dann ist er auch *B.* Die Regel kann auch leicht dadurch falsifiziert werden, dass man z. B. für *A* und *B* den Begriff Centaur substituiert. Während die Aussage

Der Begriff Centaur enthält den Begriff Centaur

wahr ist, so ist die folgende falsch:

Ein Centaur ist ein Centaur,

was klar wird, wenn wir daran denken, dass sie logisch mit folgender Aussage gleichwertig ist:

Es gibt einen Centaur.

Damit ist der Beweis widerlegt. Natürlich ist es möglich, dass es eine uns unbekannte Schlussregel gibt, die es erlaubt, von (1') auf (2') zu schliessen. Da eine solche Regel aber mit dem Beweis nicht assoziativ verbunden ist, ist er jedoch — nach dem, was oben über Widerlegungen gesagt worden ist — als widerlegt anzusehen.

Der fragliche Beweis ist im wesentlichen identisch mit dem von Cartesius gegebenen ontologischen Gottesbeweis und mit

demjenigen, den Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* untersucht hat. Ist man mit der Geschichte des ontologischen Gottesbeweises bekannt, so sieht man auch, dass die gleiche Widerlegung, die gegen den Schluss von (1') auf (2') angeführt worden ist, auch für die anderen historisch gegebenen Varianten dieses Beweises durchgeführt werden kann.[3]

Es muss ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass das eben Ausgeführte nichts Neues ist. Das Wesentliche an der oben — vielleicht etwas reichlich formalistisch — durchgeführten Widerlegung ist die Einsicht, dass die Aussage: *Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz* ausserhalb der Welt der modalen Zusammenhänge, nur einen hypothetischen Sachverhalt aussagt: *Wenn etwas Gott ist, dann existiert es.* Diese Einsicht ist jedoch altbekannt, und die Widerlegung enthält nichts eigentlich Neues. In neuerer Zeit ist sie u. a. von Brentano in *Vom Dasein Gottes* und von MacIver in einem Aufsatz in *Analysis* ausgesprochen worden. Wenn die Angaben in Überwegs *Grundriss* zuverlässig sind, kann man sie bereits in Gaunilos berühmter Kritik des Anselm'schen Gottesbeweises finden. Gaunilos Schrift ist jedoch mehrdeutig und schwer zu interpretieren; deswegen verzichte ich darauf, zu dieser Frage Stellung zu nehmen.

§ 2.

Der ontologische Gottesbeweis hat Kant offenbar sehr lange lebhaft interessiert. Er behandelt ihn bereits in der Schrift von 1755 *Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio.* Mit einer ganz kurzen Motivierung lehnt er ihn ab. Der wesentliche Grund für seine Ablehnung scheint die bereits

---

[3] Bekanntlich wird von den Anhängern des ontologischen Gottesbeweises oft die Meinung vertreten, dass die Aussage *Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz* etwas für den Gottesbegriff Spezielles aussagt. Kein anderer Begriff soll den Begriff der Existenz enthalten. Wenn meine Interpretation der Inhaltsrelation in der Hauptsache korrekt ist, dann ist dieser Nebengedanke falsch.

Selbstverständlich wäre es angenehmer, wenn man die Inhaltsrelation so interpretieren könnte, dass der Nebengedanke richtig wird. Ich habe jedoch eine solche Interpretation nicht finden können.

von Thomas von Aquino[4] durchgeführte Distinktion zwischen gedachter Existenz und wirklicher Existenz zu sein.[5] Gleichzeitig formuliert er jedoch einen anderen apriorischen Gottesbeweis, in dem von der logisch notwendigen Aussage

Es gibt Begriffe

auf die Existenz Gottes geschlossen wird.

Der gleiche apriorische Gottesbeweis wird in der Schrift von 1763 *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes* weiter entwickelt. In dieser Schrift formuliert Kant auch zum ersten Male den berühmten Einwand gegen den ontologischen Gottesbeweis, dass nämlich Existenz kein Prädikat ist.[6]

Über die Entwicklung von Kants Ansichten in bezug auf diesen Beweis erhält man ausführliche Aufschlüsse aus Kants Reflexionen, die in der von der Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Auflage seiner Schriften (im folgenden kurz als »Schriften» bezeichnet) enthalten sind. Kant pflegte oft auf Briefen, die an ihn gerichtet waren, und auf anderen Papieren seine philosophischen Ideen niederzuschreiben. Eine Reihe dieser Niederschriften berühren den ontologischen

---

[4] Summa Theologiae I, quaestio 2. Vgl. Herrlin, *The ontological proof,* S. 31.

[5] Kant steht hier unter dem Einfluss von Ch. A. Crusius' *Entwurf aller nothwendigen Vernunftwahrheiten.* Vgl. Jordan, *Kants Stellung zur Metaphysik,* S. 26 N. Crusius' Schrift war mir nicht zugänglich.

[6] Diese Kantische These dürfte historisch auf die wichtige scholastische Distinktion zwischen essentia und existentia zurückzuführen sein. Diese Unterscheidung wird von Crusius dargestellt, der auch in diesem Punkte Kant beeinflusst haben kann.

Wahrscheinlich ist Kant auch von Gassendi beeinflusst worden. Im Zusammenhang mit seiner Kritik von Descartes' ontologischem Gottesbeweis, vertritt Gassendi — im Anschluss an die scholastische Distinktion — die Anschauung, dass Existenz nicht mit einer Eigenschaft (proprietas) gleichgestellt werden kann.

Es ist durchaus möglich, dass Kant Gassendis Kritik kannte. Wahrscheinlich befand sich in Kants Bibliothek ein Exemplar von Cartesius' Meditationen, gedruckt von Elzevier, Amsterdam 1650. Diese Ausgabe der Meditationen enthält Gassendis Kritik. Vgl. Warda *Kants Bücher* und *Oeuvres de Descartes,* Band 7, S. IXf.

Gottesbeweis.[7] Kant scheint sich mit ihm lebhaft im Anfang der 70-iger Jahre beschäftigt zu haben.

Die Theorie, die 1781 in der *Kritik der reinen Vernunft* (im folgenden gebrauche ich die Abkürzung KrV) entwickelt wird, ist also das Resultat einer 25-jährigen Entwicklung. Gegenüber *Der einzig mögliche ...* kommen hier zwei neue Momente zum Vorschein. Einerseits gibt er eine Darstellung der hypothetischen Bedeutung analytischer Urteile; andererseits wird der Satz »*Existenz ist kein Prädikat*» durch den komplizierteren Satz ersetzt: »*Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat*».

Ich bin geneigt zu glauben, dass Kants Stellungnahme zum ontologischen Gottesbeweis bereits in der Mitte der 70-er Jahre endgültig feststand. Kant hat an der Theorie, die er in KrV darstellt, in den späteren Auflagen dieser Schrift keine Veränderungen vorgenommen. In der späten Schrift von 1791 *Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitz' und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht hat?* wird die Theorie, die in KrV gegeben wurde, kurz wiedergegeben. Die Theorie der KrV findet man auch in den *Vorlesungen über Metaphysik,* die nach Kants Tode von Pölitz auf Grund von Kollegnachschriften herausgegeben worden sind. Es ist jedoch schwierig, diese Nachschriften zu datieren; jedenfalls stammen sie aus den Jahren 1770—1792.[8]

Im vorliegenden Aufsatz beabsichtige ich, nur die Theorie der KrV zu behandeln. Genauer gesagt beabsichtige ich, drei Fragen in bezug auf den etwa acht Seiten langen Abschnitt der KrV zu behandeln, der die Überschrift trägt »Von der Unmöglichkeit eines ontologischen Beweises vom Dasein Gottes». Die drei Fragen, die sich also ausschliesslich auf den genannten Abschnitt beziehen, sind die folgenden:

---

[7] Von besonderer Wichtigkeit sind folgende Reflexionen: 3706, 3724, 3725, 3762, 3873, 3898, 3991, 3994, 4017, 4033, 4266, 4288, 4572, 4659, 4795 (Schriften Bd. 17) und 5228, 5255, 5506, 5507, 5557, 5701, 5772, 6276, 6277 (Schriften Bd. 18).

[8] Vgl. Heinze, *Vorlesungen Kants über Metaphysik.*

1. Was meint Kant, wenn er die Theorie aufstellt, dass Existenz ein logisches, aber kein reales Prädikat ist?
2. Wie ist Kants Ansicht zu verstehen, das die in der ersten Frage genannte Theorie den ontologischen Gottesbeweis widerlegt?
3. Hat Kant den ontologischen Gottesbeweis widerlegt?

Ich habe die Vermutung, dass die üblichen Anschauungen in bezug auf Kant die beiden ersten Fragen überhaupt nicht beantworten, und dass sie in bezug auf die dritte Frage zwar eine richtige, aber unrichtig motivierte Antwort geben.

Bei der Behandlung des Textes der KrV wird im folgenden alles Interesse auf die Beantwortung dieser drei Fragen konzentriert werden. Selbstverständlich fordert eine Beantwortung der durch sie gestellten Probleme jedoch, dass auch in bezug auf andere Textstellen, die sie nicht direkt berühren, eine gewisse Sicherheit erreicht worden ist. Andere Kantische Schriften ausser KrV werden nur in dem Umfange berücksichtigt werden, als sie weitere Klarheit über die KrV-Theorie zu geben imstande sind.

§ 3.

Das Kapitel »Von der Unmöglichkeit eines ontologischen Beweises vom Dasein Gottes«[9] besteht aus 14 Abschnitten. Der Anfang jedes Abschnitts ist dadurch gekennzeichnet, dass die Zeile eingerückt ist. Im vorliegenden Paragraphen sollen die ersten sieben Abschnitte behandelt werden.

In Abschnitt 1—3 behandelt Kant den Begriff *absolut notwendiges Ding,* eine Begriffsbildung, der gegenüber er sich kritisch verhält. Im letzten Satz des 1. Abschnitts formuliert er einen Einwand gegen sie, der damit zusammenzuhängen scheint, das sie empirisch nicht zu verifizieren ist; im 2. Abschnitt fordert er, dass die Bedingungen angegeben werden, die das absolut notwendige Ding absolut notwendig machen. Im 3. Ab-

[9] S. 620—630. — Ich benutze die Ausgabe der Philosophischen Bibliothek. Die Seitenangaben beziehen sich auf die Paginierung der zweiten Originalauflage.

schnitt weist Kant darauf hin, dass man den Begriff absolut notwendiges Ding durch Exemplifizierung zu erklären versucht hat; als Exempel werden absolut notwendige Urteile gebraucht. Kants Formulierung zeigt, dass er diesen Versuch ablehnt, und in Abschnitt 4—5 entwickelt er eine Distinktion zwischen dem Begriff *absolut notwendiges Ding* und *absolut notwendiges Urteil*. Er meint: da diese beiden Begriffe nicht identisch sind, kann man den ersteren nicht durch Beispiele für den letzteren erklären.

Formell besteht die Untersuchung der Abschnitte 4—5 nur in einer Kritik des Versuchs, den Begriff *absolut notwendiges Ding* zu erklären. In Wirklichkeit gibt Kant in diesen Abschnitten jedoch eine Widerlegung des ontologischen Gottesbeweises, eine Widerlegung, von der er später in den Abschnitten 6—7 sagt, dass sie in einer bestimmten Beziehung unzureichend ist.

Jetzt soll der Abschnitt 4 untersucht werden. Er lautet:

»Alle vorgegebenen Beispiele sind ohne Ausnahme nur von *Urteilen,* aber nicht von *Dingen* und deren Dasein hergenommen. Die unbedingte Notwendigkeit der Urteile aber ist nicht eine absolute Notwendigkeit der Sachen. Denn die absolute Notwendigkeit des Urteils ist nur eine bedingte Notwendigkeit der Sache, oder des Prädikats im Urteile. Der vorige Satz sagte nicht, dass drei Winkel schlechterdings notwendig sind, sondern, unter der Bedingung, dass ein Triangel da ist, (gegeben ist) sind auch drei Winkel (in ihm) notwendigerweise da. Gleichwohl hat diese logische Notwendigkeit eine so grosse Macht ihrer Illusion bewiesen, dass, indem man sich einen Begriff a priori von einem Dinge gemacht hatte, der so gestellt war, dass man seiner Meinung nach das Dasein mit in seinen Umfang begriff, man daraus glaubte sicher schliessen zu können, dass, weil dem Objekt dieses Begriffs das Dasein notwendig zukommt, d. i. unter der Bedingung, dass ich dieses Ding als gegeben (existierend) setze, auch sein Dasein notwendig (nach der Regel der Identität) gesetzt werde, und dieses Wesen daher selbst schlechterdings notwendig sei, weil sein Dasein in einem

nach Belieben angenommenen Begriffe und unter der Bedingung, dass ich den Gegenstand desselben setze, mitgedacht wird.»

Die Bedeutung des zweiten Satzes dieses Abschnittes scheint, wenn man ihn mit den beiden folgenden vergleicht, folgende zu sein:

1. Es ist nicht allgemein gültig, dass aus der Aussage *Es ist logisch notwendig, dass alle A B sind* die Aussage *Es ist logisch notwendig, dass etwas B ist* logisch folgt.

Der Satz 4 scheint weiterhin folgenden allgemeinen Sachverhalt ausdrücken zu wollen:

2. Wenn *A ist B* eine logisch notwendige Aussage ist, so hat er rein hypothetischen Inhalt;[10] sie bedeutet: wenn ein Gegenstand *A* ist, dann ist er *B*.

In Satz 5 scheint weiter folgende Aussage stillschweigend vorausgesetzt zu sein:

3. Im allgemeinen ist man nicht berechtigt, aus einer Aussage *A enthält den Begriff der Existenz* auf das Urteil zu schliessen *Etwas, das A ist, existiert;*
wie auch folgende Aussage:

4. Das Urteil *A enthält den Begriff der Existenz* hat rein hypothetischen Inhalt und sagt aus: wenn ein Gegenstand *A* ist, dann existiert er.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, ob Kant, als er den Satz 5 niederschrieb, an einen ontologischen Gottesbeweis folgender Art dachte:

Der Gottesbegriff enthält[11] *den Begriff der Existenz.*
Etwas, das Gott ist, existiert.

---

[10] Kant selbst würde wahrscheinlich nicht den Ausdruck »hypothetisch» anwenden wollen. Er leugnet energisch, dass kategorische Urteile auf hypothetische zurückgeführt werden können. Vgl. Kants, von Jäsche herausgegebene, Logik; Schriften, Bd. 9, S. 105.

[11] Der von Kant angewandte Begriff *enthält* unterscheidet sich möglicherweise von dem Begriff, mit dem wir uns in § 1 beschäftigt haben. Der vorhandene Unterschied dürfte aber für den vorliegenden Zusammenhang ohne Bedeutung sein.

Die Frage, welche Nuancen der Kantische Inhaltsbegriff hat, steht in Zusammenhang mit entsprechenden Problemen in bezug auf den Begriff *analytisches Urteil.*

Es ist auch sicher, dass Kant mit den Urteilen 1—4 beabsichtigte, eine Kritik grade dieses Beweises zu liefern.

Diese Kritik dürfte, auf Grund der oben angeführten Umstände, schematisch in folgender Weise dargestellt werden können: indem Kant von der Einsicht ausgeht, dass Aussagen von der Form *A enhält B* rein hypothetischen Inhalt haben, wendet er gegen den ontologischen Gottesbeweis ein, dass die dort angewandte Regel *Von: A enthält B, wird geschlossen auf: Etwas, das A ist, ist B* nicht korrekt ist. Wenn dieses Referat richtig ist, dann hat Kant in Abschnitt 4 gerade den Einwand gegen den ontologischen Gottesbeweis erhoben, den wir in § 1 als richtig anerkannt haben.[12] Die Frage *Hat Kant den ontologischen Gottesbeweis widerlegt?* ist damit positiv beantwortet.

Kant scheint jedoch der Meinung gewesen zu sein, dass die von ihm gegebene Widerlegung nicht völlig bindend ist. In den Abschnitten 6—7 gibt er nämlich die Möglichkeit zu, dass sie nicht vollständig ist.

Allerdings könne nicht bestritten werden, so meint er, dass die Schlussregel *Von: A enthält B, wird geschlossen auf: Etwas, das A ist, ist B* nicht in dem Sinne gültig ist, dass sie für jedes *A* und *B* stets von einer wahren Prämisse zu einem wahren Schluszsatz führt; nichtsdestoweniger kann es ein spezielles *A* geben, das so beschaffen ist, dass die Aussage *Etwas, das A ist, existiert* aus der Aussage folgt *A enthält den Begriff der Existenz.* Deswegen ist es denkbar, dass der spezielle Schluss, der im ontologischen Beweis vorliegt, korrekt ist.

Der Grund dafür, dass Kant mit der Widerlegung des ontologischen Gottesbeweises nicht zufrieden ist, ist also der, dass sie nicht definitiv die Möglichkeit eliminiert hat, dass der Schluszsatz eine logische Folge der Prämisse ist. Die Forderung,

Die Aussage *A enthält B* hat für Kant offenbar dieselbe Bedeutung wie die Aussage *Das Urteil: Alle A sind B, ist analytisch.* Zum Begriff des analytischen Urteils bei Kant vgl. K. Marc-Wogau, *Kants Lehre vom analytischen Urteil.*

[12] Der von Kant durchgeführte Gedankengang hängt psychologisch nahe mit dem Gedanken zusammen, dass der Schluss der aristotelischen Logik von *Alle A sind B* auf *Ein A ist B* falsch ist. Wir sehen hier, wie nahe Kant der Einsicht war, dass die aristotelische Logik mangelhaft ist.

die Kant hier an eine Widerlegung stellt, ist — wie bereits in § 1 gezeigt wurde — unnötig hart. Deswegen können wir Kants Einwand gegen seine eigene Widerlegung nicht akzeptieren.

Indem Kant seinen ersten Widerlegungsversuch als unzureichend ablehnt, öffnet er den Weg für einen neuen Versuch; es ist der bekannte Versuch, der von einer Kritik des Existenzbegriffes ausgeht. Wie aus § 1 hervorgeht, kann man einen Beweis nur dann definitiv widerlegen, wenn man eine seiner Prämissen eliminiert. Kants neuer Widerlegungsversuch enthält somit auch einen Angriff auf die Prämisse des ontologischen Beweises: Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz.[13]

§ 4.

Ich gehe nun zu den Abschnitten 8—12 über, in denen Kant die Theorie entwickelt *Existenz ist ein logisches, aber nicht ein reales Prädikat*. Dieser Teil enthält eine Reihe ernster Schwierigkeiten. Um Klarheit zu gewinnen, untersuche ich zuerst gewisse Teile der Schrift *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes* (im folgenden als »Beweisgrund» bezeichnet), wo die einfachere Theorie *Existenz ist kein Prädikat* entwickelt wird.

Nach »Beweisgrund» ist der Begriff der Existenz »gar kein Prädikat oder Determination von irgend einem Dinge».[14] Kant fährt fort »Dieser Satz scheint seltsam und widersinnig, allein er ist ungezweifelt gewiss. Nehmet ein Subject, welches ihr wollt, z. E. den Julius Cäsar. Fasset alle seine erdenkliche

[13] Nach Weldons Referat in seinem Buch *Introduction to Kant's Critique of pure reason* (S. 125) soll Kants Darstellung des hypothetischen Inhalts von Aussagen, die die Form haben *Alle Dreiecke haben drei Winkel,* eine Prämisse der später aufgestellten Theorie in bezug auf die Begriffe der Existenz und des Prädikats sein. Einen Beleg für diese Theorie von Weldon dürfte man in Kants eigener Darstellung nicht finden können. Es ist auch schwer einzusehen, wie jemand von der einen Theorie auf die andere schliessen könne. Weldon gibt keine Motivierung für seine Interpretation.

[14] Schriften, Bd. 2, S. 72.

Prädicate, selbst die der Zeit und des Orts nicht ausgenommen, in ihm zusammen, so werdet ihr bald begreifen, dass er mit allen diesen Bestimmungen existiren, oder auch nicht existiren kann. Das Wesen, welches dieser Welt und diesem Helden in derselben das Dasein gab, konnte alle diese Prädicate, nicht ein einiges ausgenommen, erkennen und ihn doch als ein blos möglich Ding ansehen, das, seinen Rathschluss ausgenommen, nicht existirt. Wer kann in Abrede ziehen, dass Millionen von Dingen, die wirklich nicht da sind, nach allen Prädicaten, die sie enthalten würden, wenn sie existirten, blos möglich seien; dass in der Vorstellung, die das höchste Wesen von ihnen hat, nicht eine einzige Bestimmung ermangele, obgleich das Dasein nicht mit darunter ist, denn es erkennt sie nur als mögliche Dinge. Es kann also nicht statt finden, dass, wenn sie existiren, sie ein Prädicat mehr enthielten; denn bei der Möglichkeit eines Dinges nach seiner durchgängigen Bestimmung kann gar kein Prädicat fehlen. Und wenn es Gott gefallen hätte, eine andere Reihe der Dinge, eine andere Welt zu schaffen, so würde sie mit allen den Bestimmungen und keinen mehr existirt haben, die er an ihr doch erkennt, ob sie gleich blos möglich ist.»

Kants Formulierung seiner These enthält den Ausdruck »Prädikat». Was bedeutet er? Kant scheint diesen Ausdruck sonst stets als Glied der Zusammenstellung »Subjekt»-»Prädikat» gebraucht zu haben. Eine Erklärung dieses Ausdrucks, der diesem Gebrauch widerstreitet, tritt, soviel ich sehen kann, nicht auf. Es scheint daher, dass Kant unter »Prädikat» alles das versteht, was von einem Subjekt ausgesagt werden kann, jedes B, das in einem Urteil auftreten kann: *a ist B, Alle A sind B, Ein A ist B.*

Es muss darauf hingewiesen werden, dass wenn Kant von Urteilen spricht, er damit stets gewisse psychologische Phänomene meint. Den Ausdruck »Urteil» definiert er zu verschiedenen Zeiten verschieden,[15] aber er bezeichnet doch stets eine Form des Bewusstseins. Demnach wäre das Prädikat ein möglicher Teilinhalt eines Urteilsbewusstseins.

[15] Vgl. Schriften, Bd. 16, S. 625 ff, und Eislers *Kant-Lexikon,* Artikel »Urteil».

Wir wollen unsere Deutung des Satzes »Existenz ist kein Prädikat» in folgender Weise formulieren:

Kein mögliches Urteilsbewusstsein von der Form: a ist B, Alle A sind B, ein A ist B, ist so beschaffen, dass B mit dem Begriff der Existenz identisch ist. (A)

Man vergleiche (A) mit der folgenden Aussage:

Kein mögliches Urteilsbewusstsein ist so beschaffen, dass der Begriff der Existenz einen Teilinhalt dieses Urteilsbewusstseins bildet. (B)

Offenbar folgt (A) aus (B); aber es ist unsicher, ob (B) aus (A) folgt. Ich habe oben gesagt, dass der Satz »Existenz ist kein Prädikat» (A) ausdrückt. Es muss jedoch zugegeben werden, dass die Möglichkeit besteht, dass Kant mit dem Satz die Aussage (B) ausdrücken wollte. Der Satz kann eine ungenaue Formulierung der letzteren Aussage sein.

Wie steht es mit anderen möglichen Interpretationen? Ich kann mir nur zwei weitere Interpretationen denken; keine von ihnen scheint aber mit der Kantischen Darstellung in Verbindung gebracht werden zu können.

Der einen dieser beiden Interpretationen liegt die bekannte Unterscheidung zwischen Eigenschaften und Relationsbestimmungen zugrunde. Nach dieser ersten Interpretation bedeutet der Satz »Existenz ist kein Prädikat» folgendes:

Der Begriff der Existenz ist eine Relationsbestimmung, aber keine Eigenschaft. (C)

Der zweiten Interpretation liegt eine andere Distinktion zugrunde, nämlich eine Distinktion zwischen — wie wir hier sagen wollen — »elementaren» und »nicht-elementaren» Begriffen. Die elementaren Begriffe sind dadurch charakterisiert, dass sie keine logischen Begriffe, d. h. also nicht derartige Begriffe wie *nicht*, *und*, *oder*, *nur wenn*, *alle*, *etwas* enthalten. Die nicht-elementaren Begriffe sind mit Hilfe von logischen Begriffen aus den elementaren aufgebaut. Es wird vorausgesetzt, dass alle Begriffe entweder elementare, nicht-elementare oder logische Begriffe sind. Nach dieser letzteren Interpretation besagt der zur Diskussion stehende Satz folgendes:

Existenz ist kein elementarer Begriff. (D)

Wir müssen damit rechnen, dass Kant die Distinktion, die der Aussage (D) zugrunde liegt, völlig fremd war. Wir können daher seinen Satz auch nicht mit Hilfe dieser Distinktion interpretieren. Gegen die Annahme, dass man Aussage (C) als Interpretation seines Satzes auffassen könnte, spricht das Beispiel (Julius Caesar), mit dessen Hilfe Kant seine These illustriert. Kant denkt sich, dass nur Prädikate, die einem Gegenstand zukommen, in den Begriff dieses Gegenstandes eingehen können. Dennoch sollen die Raum- und Zeitbestimmungen, die Caesar zukommen, in den Begriff Caesar eingehen. Diese müssen jedoch von Kant als Relationsbestimmungen aufgefasst worden sein.

Im folgenden soll das oben wiedergegebene Zitat und zuerst Kants Hauptargument analysiert werden, das in Satz 6 (welcher mit den Worten »Es kann also . . .» beginnt) zum Ausdruck kommt. Kant vergleicht hier ein beliebiges zufällig existierendes Ding x mit einer gewissen Begriffsbildung, deren Aufbau etwas unsicher ist; wahrscheinlich ist sie identisch mit der Konjunktion aller Prädikate $f_1, \ldots f_n$, die x zukommen, also mit der komplexen Bestimmung f_1 *und* f_2 *und* . . . f_n. Wir wollen diese Begriffsbildung jedenfalls f_x nennen.

Kant stellt folgende Überlegung an: f_x enthält nicht den Begriff der Existenz, denn sonst würde x nicht kontingent existieren. Aber f_x enthält alle Prädikate, die x zukommen. Da x existiert, kann Existenz nicht ein Prädikat sein, ohne dass es ein Prädikat ist, das x zukommt. Folglich ist Existenz kein Prädikat.

Dass dieses Argument vorhanden ist, kann weder als Beleg für noch gegen die Theorie betrachtet werden, die in der vorliegenden Untersuchung in bezug auf den Satz »Existenz ist kein Prädikat» aufgestellt worden ist. Wenn wir jedoch weitergehen und Kants positive Theorie über den Begriff der Existenz untersuchen, dann scheint diese für die vorgeschlagene Interpretation zu sprechen. Nach Kants verschiedenen Definitionen des Urteils, soll das Urteil eine Verbindung von ver-

schiedenen Vorstellungen sein. Es besteht in einer Aktivität, durch die Subjekt und Prädikat miteinander verbunden werden. Nach der oben angeführten Interpretation der Kantischen These, wäre Kant der Meinung, dass der Begriff der Existenz kein möglicher prädikativer Urteilsinhalt ist. Einer solchen Anschauung muss es nahe liegen, den Begriff der Existenz mit der psychischen Aktivität zu identifizieren, durch welche Subjekt und Prädikat miteinander verbunden werden. Der Begriff der Existenz wird dann als eine Aktivität aufgefasst. Kant formuliert nun auch [16] die damit übereinstimmende Überschrift »Das Dasein ist die absolute Position eines Dinges, und unterscheidet sich dadurch auch von jeglichem Prädicate, welches als ein solches jederzeit blos beziehungsweise auf ein ander Ding gesetzt wird.» Danach folgt: »Der Begriff der Position oder Setzung ist völlig einfach, und mit dem vom Sein überhaupt einerlei. Nun kann etwas als blos beziehungsweise gesetzt, oder besser blos die Beziehung (respectus logicus) von etwas als einem Merkmal zu einem Dinge gedacht werden, und dann ist das Sein, das ist die Position dieser Beziehung nichts, als der Verbindungsbegriff in einem Urtheile. Wird nicht blos diese Beziehung, sondern die Sache an und für sich selbst gesetzt betrachtet, so ist dieses Sein so viel als Dasein.»

Die hier vorgeschlagene Interpretation scheint auch gut mit Kants Anwendung seiner Theorie übereinzustimmen. Die Anwendung [17] besteht in einer Kritik des ontologischen Gottesbeweises. »Wenn aus dem Begriffe des blos *Möglichen* als einem Grunde das Dasein als eine Folgerung soll geschlossen werden, so muss durch die Zergliederung dieses Begriffes die gedachte Existenz darin können angetroffen werden; denn es giebt keine andere Ableitung einer Folge aus einem Begriffe des Möglichen als durch die logische Auflösung. Alsdann müsste aber das Dasein wie ein Prädicat in dem Möglichen enthalten sein. Da dieses nun nach der ersten Betrachtung der ersten Abtheilung nimmermehr statt findet, so erhellt: dass ein

---

[16] a. a. O., S. 73.

[17] a. a. O., S. 156.

Beweis der Wahrheit, von der wir reden, auf die erwähnte Art unmöglich sei.»

Kant stellt hier folgende Überlegung an: nur Prädikate können in einem Begriff enthalten sein. Existenz ist jedoch kein Prädikat. Also kann Existenz nicht in einem Begriff enthalten sein. Also kann Existenz nicht im Gottesbegriff enthalten sein.[18]

Die hier gebrauchte Prämisse: nur Prädikate können in einem Begriff enthalten sein, deutet darauf hin, dass Kant am ehesten Urteil (B) mit seiner These meint. Gleichzeitig scheint sie endgültig (C) auszuschliessen.

Schliesslich kann noch darauf hingewiesen werden, dass Kant offenbar von dem Faktum beunruhigt ist, dass »Existenz» in sprachlichen Sätzen manchmal als eine Art von Prädikat fungiert. Er versucht die Schwierigkeit dadurch zu lösen, dass er sagt,[19] dass wenn das Wort »Existenz» als Prädikat auftritt, es anstatt eines anderen Begriffes als dem Begriff der Existenz auftritt. »Es ist aber das Dasein in den Fällen, da es im gemeinen Redegebrauch als ein Prädicat vorkommt, nicht sowohl ein Prädicat von dem Dinge selbst, als vielmehr von dem Gedanken, den man davon hat. Z. E. dem Seeeinhorn kommt die Existenz zu, dem Landeinhorn nicht. Es will dieses nichts anders sagen, als: die Vorstellung des Seeeinhorns ist ein Erfahrungsbegriff, das ist, die Vorstellung eines existirenden Dinges».

Ähnliche Bedenken üben, wie wir sehen werden, einen entscheidenden Einfluss auf die in KrV entwickelte Theorie aus.

§ 5.

Die Kantische Widerlegung des ontologischen Gottesbeweises, die in § 3 behandelt worden ist, dürfte psychologisch nahe mit dem Gedanken verbunden sein, dass es Sätze wie die folgenden gibt:

---

[18] Kant hat in Beweisgrund auch einen anderen, ähnlichen Einwand gegen den ontologischen Gottesbeweis. In späterem Zusammenhang werden wir auf ihn zurückkommen.

[19] a. a. O., S. 72.

»Dasjenige, das existiert, existiert»,

»Alles, was die Eigenschaft hat, Gott zu sein, existiert».

Nun ist es möglich sich zu denken, dass derartige Sätze Urteile ausdrücken oder dass sie nicht Urteile ausdrücken. Es scheint jedoch, dass sie etwas Wahres ausdrücken; dann aber scheint es unmöglich zu sein, die Annahme zu machen, dass sie nicht Urteile ausdrücken.

Auf diese Weise kann derjenige, der sich in die Kantische Widerlegung hineinlebt, dazu kommen, die Möglichkeit anzunehmen, dass es Urteile von der Form gibt *Alle A sind B*, wobei *B* der Begriff der Existenz ist. Dies widerspricht jedoch Kants Theorie des Begriffs der Existenz, wie wir sie in Beweisgrund kennen gelernt haben.

Nun glaube ich, dass Kant den oben genannten Widerspruch empfunden hat, den Widerspruch also einerseits zwischen einem Gedanken, der psychologisch mit seiner Widerlegung des ontologischen Gottesbeweises verbunden ist, und seiner Theorie des Begriffs der Existenz andererseits. Ich will im folgenden versuchen zu zeigen, dass Kant in KrV gerade seine alte Theorie über den Begriff der Existenz, die er in Beweisgrund entwickelt hat, darstellt, wobei er die neue Formulierung »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat» gebraucht, um den oben genannten Widerspruch zu verdecken.

Wir wollen die wichtigen Abschnitte 8—12 darauf hin untersuchen. In Abschnitt 8 stellt Kant den Satz auf: *Existentialsätze sind stets synthetisch* (was in den folgenden Abschnitten motiviert wird). Nebenbei gibt er noch eine Art weiterer Kritik des ontologischen Gottesbeweises. Der Gedanke ist folgender: entweder ist der Begriff der Existenz im Gottesbegriff enthalten oder er ist nicht in ihm enthalten. Ist das letztere der Fall, dann ist der Beweis falsch, ist aber das erstere der Fall, dann ist er trivial. »Ich frage euch, ist der Satz: *dieses oder jenes Ding* (welches ich euch als möglich einräume, es mag sein, welches es wolle,) *existiert*, ist, sage ich, dieser Satz ein analytischer oder synthetischer Satz? Wenn er das erstere ist, so tut ihr durch das Dasein des Dinges zu euerem Gedanken von dem Dinge nichts

hinzu, aber alsdann müsste entweder der Gedanke, der in euch ist, das Ding selber sein, oder ihr habt ein Dasein, als zur Möglichkeit gehörig, vorausgesetzt, und alsdann das Dasein dem Vorgeben nach aus der inneren Möglichkeit geschlossen, welches nichts als eine elende Tautologie ist.» Man kann sich jedoch fragen, inwiefern der Vorwurf, dass eine Trivialität vorliegt, einen Einwand gegen den ontologischen Beweis ausmacht. Wahrscheinlich hat Kant eingesehen, dass man von der Prämisse des ontologischen Gottesbeweises nur den Satz folgern kann: Alle Gegenstände, die die Eigenschaft haben, Gott zu sein, existieren. Man hat den Eindruck, wenn man diesen Abschnitt studiert, dass Kant von dem Gedanken beunruhigt ist, dass es analytische Urteile gibt, in denen der Begriff der Existenz als Prädikat auftritt.

In Abschnitt 9 wird dies ausdrücklich zugegeben. Existenz kann ein logisches Prädikat sein. »Zum *logischen Prädikate* kann alles dienen, was man will, sogar das Subjekt kann von sich selbst prädiziert werden; denn die Logik abstrahiert von allem Inhalte.» Der Begriff der Existenz ist dagegen kein reales Prädikat, ein Prädikat, »welches über den Begriff des Subjekts hinzukommt und ihn vergrössert».

Die oben angeführte Formulierung deutet an, dass »reales Prädikat» ungefähr dasselbe bedeuten soll wie »synthetisches Prädikat». Wir können uns insbesondere die beiden folgenden Bestimmungen des Ausdrucks denken:

1. *B* ist ein reales Prädikat von *A*, wenn und nur wenn das Urteil *A ist B* ein synthetisches Urteil ist.
2. *B* ist ein reales Prädikat, wenn und nur wenn jedes Urteil *A ist B* ein synthetisches Urteil ist.

Wenn man jedoch Kants gesamte Darstellung studiert, wird es jedoch unwahrscheinlich, dass Kant sich den Begriff *reales Prädikat* als Relation gedacht habe. Deswegen brauchen wir auf Definition 1 keine Rücksicht zu nehmen. Wenn wir dagegen seine Theorie, dass Existenz ein logisches, aber kein reales Prädikat ist, mit Hilfe der Definition 2 interpretieren, erhalten wir folgende merkwürdige Aussage:

Existenz ist ein logisches Prädikat, aber es ist nicht der Fall, dass jedes Urteil: a ist B, Alle A sind B, Ein A ist B, wo B der Begriff der Existenz ist, ein synthetisches Urteil ist. (E)

das in folgender Weise übersetzt werden könnte:

Irgendein Urteil von der Form: a ist B, Alle A sind B, Ein A ist B, ist so beschaffen, dass B mit dem Begriff der Existenz identisch ist; aber es ist nicht der Fall, dass jedes Urteil: a ist B, Alle A sind B, Ein A ist B, wo unter B der Begriff der Existenz zu verstehen ist, ein synthetisches Urteil ist (F)

Die Aussage (F) scheint mit dem Gedanken vereinbar zu sein, dass es analytische Urteile gibt, in denen der Begriff der Existenz als Prädikat auftritt. Aber sie widerspricht direkt der bereits in Abschnitt 8 aufgestellten Aussage: *Alle Existentialsätze sind synthetisch.*

Ausserdem ist sie mit der in Beweisgrund aufgestellten Theorie der Existenz unvereinbar. Dies ist bedenklich, da gerade diese Theorie in den Abschnitten 10 und 11 entwickelt worden zu sein scheint. In diesen Abschnitten findet sich zwar nicht die Formulierung: »Existenz ist kein Prädikat». Aber dort findet sich die verwandte Aussage, dass das Wirkliche nicht mehr als das bloss Mögliche enthalten soll (Abschnitt 10, Satz 7). Das im vorigen Paragraphen genannte Argument für die Theorie *Existenz ist kein Prädikat* findet sich auch hier (10: Satz 9); zudem auch die positive Theorie, dass der Begriff der Existenz mit »Setzung eines Dinges» identisch ist (10, Satz 2). Ausserdem scheint die Konsequenz *Die Existenz kann nicht in einem Begriff enthalten sein* stillschweigend vorausgesetzt zu sein (11, Satz 4 und 5).

Danach erscheint es unmöglich, dass Kant die Aussage (F) habe aufstellen wollen. Eher scheint er die gleiche Aussage wie in Beweisgrund, d. h. (A) oder (B), aufstellen zu wollen.

Wir kehren zu Kants Bestimmung des Ausdrucks »reales Prädikat» zurück. Danach ist das reale Prädikat ein Prädikat, das »über den Begriff des Subjekts hinzukommt und ihn vergrössert». Wir können jedoch diese Formulierung mit der in

Beweisgrund dargestellten Theorie verbinden. Nach der letzteren bezeichnet der Ausdruck »Existenz» keinen Inhalt, sondern drückt eine Aktivität aus. Der Begriff der Existenz ist in gewissem Sinne »leer». Dann aber kommt nichts Neues zum Subjekt *A* hinzu, wenn man sagt: *A existiert.* D. h. die Formulierung »welches über den Begriff hinzukommt und ihn vergrössert» ist doppeldeutig, und diese Doppeldeutigkeit ist so beschaffen, dass durch sie der Satz »Existenz ist kein reales Prädikat» eine solche Bedeutung erhält, dass er dasselbe besagt wie der Satz »Existenz ist kein Prädikat».

Die Theorie, die ich aufstelle, ist folgende: Kant hat in KrV seine Auffassung über Existenz, die in Beweisgrund vertreten wird, beibehalten. Er hat jedoch bemerkt, dass sie mit der Anschauung unvereinbar ist, dass es Urteile gibt wie: *Alle Gegenstände, denen die Eigenschaft, Gott zu sein, zukommt, existieren.* Diesen Widerspruch verschleiert er dadurch, dass er die Doppeldeutigkeit des oben genannten Satzes ausnützt.[20]

Dem Leser mag dieser Kantische Selbstbetrug vielleicht unwahrscheinlich erscheinen. Soviel ich sehen kann, gibt es jedoch keine andere Theorie, die imstande ist zu erklären, wie Kant seine alte Theorie der Existenz in KrV wiederholen konnte, während er andererseits behauptet, dass Existenz ein logisches Prädikat ist.

---

[20] Ein Umstand, der den Sachverhalt weiter kompliziert und auf den hier aufmerksam gemacht werden soll, ist folgender: Es zeigt sich, wenn man Kants Definition des Begriffes synthetisches Urteil berücksichtigt, dass die Aussage: *Existentialurteile sind stets synthetisch* nicht nur mit (F), sondern auch mit (A) und (B) unvereinbar ist. Dieser Begriff des synthetischen Urteils wird in KrV, S. 10, in folgender Weise definiert: »Entweder daş Prädikat B gehört zum Subjekt A als etwas, was in diesem Begriffe A (versteckterweise) enthalten ist; oder B liegt ganz ausser dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urteil analytisch, in dem andern synthetisch.»

Wahrscheinlich hat Kant bei der Aufstellung des Satzes »Alle Existentialurteile sind synthetisch» stillschweigend folgende Definition des Begriffes synthetisches Urteil vorausgesetzt: Ein Urteil ist dann und nur dann synthetisch, wenn es nicht analytisch ist.

Einer der wichtigsten Punkte meiner Theorie ist ja der, dass Kants Distinktion zwischen logischen und realen Prädikaten aus der Einsicht hervorgegangen ist, dass die analytischen Urteile hypothetische Bedeutung haben. Einen gewissen Beleg für diese These erhält man aus seinen Reflexionen. Die erste Reflexion, in der diese Distinktion zum Vorschein kommt, Nr. 4017,[21] gehört nämlich genau der gleichen Periode an (wenn man Adickes' Datierung zugrunde legt)[22] wie die erste Reflexion, Nr. 4033,[23] in der die Einsicht in den hypothetischen Charakter der analytischen Urteile (wenn auch nur vage) zum Ausdruck kommt. Nach Adickes fällt die Entstehungszeit beider Reflexionen in das Jahr 1769.

Das einzige mir bekannte Argument gegen meine Theorie kann sich auf eine der Kantischen Reflexionen berufen. Reflexion 5228[24] (nach Adickes' Datierung aus den Jahren 1771—75 stammend) lautet: »Möglichkeit, wirklichkeit und nothwendigkeit sind zwar logische, aber keine metaphysische praedicate, d. i. Bestimmungen. Wir erkennen dadurch nicht die Sachen sondern das Verhaltnis ihrer Begriffe zum Vermögen des Gemüths zu setzen und aufzuheben. 1. Das Verhältnis zum Vermögen (Moglichkeit), zweytens zur Thätigkeit, deren Gegentheil nicht in Unserem vermögen ist.»

Möglicherweise soll Satz 2 dieser Reflexion eine Erklärung der Bedeutung von Satz 1 sein. In diesem Falle würde Kants Satz »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat», ungefähr die in § 4 genannte Aussage (C) ausdrücken. Es ist jedoch zu beachten, dass

1. Kant zu verschiedenen Zeiten seine Distinktion in verschiedenem Sinne verstanden haben kann,
2. die Erklärung der Distinktion, die in KrV enthalten ist, schwer mit der eventuellen Erklärung der Reflexion 5228 in Einklang zu bringen ist.

---

[21] Schriften, Bd. 17, S. 387.

[22] Vgl. Schriften, Bd. 14, S. 14 ff.

[23] Schriften, Bd. 17, S. 391 f.

[24] Schriften, Bd. 18, S. 125 f.

Ausserdem ist zu beachten, dass Satz 2 eine weitere Theorie zum Ausdruck bringen kann, die neben der in Satz 1 dargestellten zum Ausdruck gebracht wird. Der Inhalt der Reflexion 5228 steht daher mit meiner Interpretation nicht in Widerspruch.

§ 6.

Die Darstellung der Theorie der Existenz, die in der hier behandelten Partie der KrV enthalten ist, ist jedoch noch in einer gewissen Beziehung höchst unvollständig.

Kant versucht nicht nur, seine frühere Theorie der Existenz mit der Theorie über den hypothetischen Charakter der analytischen Urteile, sondern auch mit den spezifisch »kritizistischen» Theorien, die den wichtigsten Inhalt von KrV ausmachen, zu verbinden. Dies geschieht am Schluss des Abschnitts 11 und in Abschnitt 12.

In KrV unterscheidet ja Kant zwischen der Kategorie der Existenz und dem Schema der Existenz. Das Schema der Existenz entsteht, wenn die Kategorie auf die zeitliche Anschauung angewandt wird. »Das Schema der Wirklichkeit ist das Dasein in einer bestimmten Zeit».[25] Über dieses Schema der Existenz sagt das zweite Postulat des empirischen Denkens folgendes:[26] »Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt, ist w i r k l i c h.» Man kann sagen, dass die Kategorie der Existenz die Weise ist, in der das Ich arbeitet, das Muster einer verknüpfenden Tätigkeit.

Kant macht nun jedoch im Zusammenhang mit dem ontologischen Gottesbeweis die Behauptung, dass Existenz die Setzung eines Gegenstandes ist. Es scheint nun, dass sich dies mit der Auffassung vereinbaren lässt, dass die Kategorie der Existenz eine Form der Tätigkeit des Ich ist. Im Satz »Existenz ist die Setzung eines Gegenstandes» kann Kant, ohne dass deswegen der Gedanke widersinnig wird, das Wort »Existenz» als Bezeichnung der Kategorie der Existenz gebrauchen. Dage-

[25] KrV, S. 184.
[26] KrV, S. 266.

gen entstehen Schwierigkeiten, wenn man annimmt, dass er unter dem Wort »Existenz» auch das Schema der Existenz versteht. Das oben angeführte Postulat des empirischen Denkens scheint eine inhaltliche Bedeutung des Schemas der Existenz anzugeben.

Aus Abschnitt 11 geht jedoch hervor, dass Kant dieses Wort auch für das Schema der Existenz beibehält. Im Anschluss an die Theorie, dass das Wirkliche nicht mehr als das bloss Mögliche enthalten kann, diskutiert Kant in diesem Abschnitt zwei Fälle; der eine bezieht sich auf solche Urteile, in denen die Existenz »Gegenständen der Sinne» zugeschrieben wird, der zweite Fall bezieht sich auf solche Urteile, in denen die Existenz durch »die reine Kategorie» gedacht wird. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, dass hier Kant die Distinktion zwischen dem Schema der Existenz und der Kategorie der Existenz vorgeschwebt hat und dass das Wort »Existenz» in diesem Teil von KrV beide Begriffe der Existenz bezeichnet.

Damit sind wir auf eine weitere Eigentümlichkeit in der Theorie der KrV gestossen. Möglicherweise kann die Tatsache, dass Kant diese Schwierigkeit nicht bemerkt hat, damit erklärt werden, dass er die Sätze »Existenz ist die Setzung eines Gegenstandes» und »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat» gerade auf die Aussage *Gott existiert* anwendet, also auf eine Aussage, die von einem nicht verifizierbaren Gegenstand handelt, wo also der angewandte Existenzbegriff die Kategorie der Existenz sein muss. Auf diese Weise wurde die Frage, ob die beiden Sätze auch für die Schema der Existenz gelten, niemals für ihn aktuell.

Die in § 2 gestellte erste Frage kann nun beantwortet werden. Die Antwort kann in folgender Weise formuliert werden: Mit dem Satz »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat» drückt Kant in verschleierter Form die gleiche Aussage aus wie mit dem Satz »Existenz ist kein Prädikat», den er in Beweisgrund aufgestellt hat. Dieser letztere Satz drückt einen der in § 4 formulierten Aussagen (A) und (B) aus. Das Wort »Existenz», der in den Formulierungen dieser Behauptungen ge-

braucht wird, bezieht sich sowohl auf die Kategorie der Existenz als auch auf das Schema der Existenz.

Wenn die Theorie des ontologischen Gottesbeweises, die in KrV enthalten ist, dargestellt wird, pflegt man im allgemeinen zu sagen, dass nach dieser Theorie Existenz kein Prädikat ist. Diese Art der Darstellung muss ihren Grund in einer Auffassung haben, die mit der hier dargestellten verwandt ist.[27]

Zudem kann darauf hingewiesen werden, dass meine Theorie in gewissen wesentlichen Punkten mit derjenigen übereinstimmt, die von Kemp Smith in »*Commentary to Kant's Critique of pure reason*» vertreten wird.[28]

§ 7.

Wie bereits gesagt worden ist, studiert Kant im Zusammenhang mit seiner Theorie, dass analytische Urteile hypothetischen Charakter haben, einen ontologischen Gottesbeweis, der in folgender Weise aufgebaut ist:

Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz

Etwas existiert, das Gott ist.

Im Zusammenhang mit seiner Theorie der Existenz behandelt Kant jedoch einen etwas anders gearteten Beweis. Er ist in Abschnitt 7 formuliert und kann in folgender Weise wiedergegeben werden:

Wenn A eine Realität ist, dann enthält der Gottesbegriff A (1)
Existenz ist eine Realität (2)
Der Gottesbegriff ist möglich (3)

Etwas existiert, das Gott ist. (4)

Unter Realität versteht Kant etwa »positives Prädikat». Er definiert diesen Begriff in einem früheren Abschnitt von KrV:[29] »Wenn wir alle möglichen Prädikate nicht bloss logisch, son-

[27] Vgl. Kuno Fischer: *Geschichte der neuern Philosophie*, Bd. 4, S. 582.
[28] A. a. O, S. 530.
[29] A. a. O., S. 602.

dern transzendental, d. i. nach ihrem Inhalte, der an ihnen a priori gedacht werden kann, erwägen, so finden wir, dass durch einige derselben ein Sein, durch andere ein blosses Nichtsein vorgestellt wird. Die logische Verneinung, die lediglich durch das Wörtchen: Nicht, angezeigt wird, hängt eigentlich niemals einem Begriffe, sondern nur dem Verhältnisse desselben zu einem anderen im Urteile an, und kann also dazu bei weitem nicht hinreichend sein, einen Begriff in Ansehung seines Inhaltes zu bezeichnen. Der Ausdruck: Nichtsterblich, kann gar nicht zu erkennen geben, dass dadurch ein blosses Nichtsein am Gegenstande vorgestellt werde, sondern lässt allen Inhalt unberührt. Eine transzendentale Verneinung bedeutet dagegen das Nichtsein an sich selbst, dem die transzendentale Bejahung entgegengesetzt wird, welche ein Etwas ist, dessen Begriff an sich selbst schon ein Sein ausdrückt, und daher Realität (Sachheit) genannt wird, weil durch sie allein, und so weit sie reicht, Gegenstände Etwas (Dinge) sind, die entgegenstehende Negation hingegen einen blossen Mangel bedeutet, und, wo diese allein gedacht wird, die Aufhebung alles Dinges vorgestellt wird.»

Wir müssen jetzt die Bedeutung des Wortes »Gott» berücksichtigen. Kant versteht darunter den Begriff *ens realissimum*. Wie aus dem oben genannten Kapitel von KrV hervorgeht,[30] ist ens realissimum derjenige Gegenstand, dem alle Realitäten, und nur Realitäten, zukommen.

Es mag eigentümlich erscheinen, dass Kant diesen Begriff mit dem Gottesbegriff identifiziert. Hier kommt ein Einfluss der Leibniz-Wolffschen Identifikation zwischen Wirklichkeit und Wert zum Vorschein. Das Wirklichere ist das Wertvollere. Die Klasse der Realitäten wird nach dieser Anschauung zu einer Klasse von speziell wertvollen Prädikaten. Dann ist es naheliegend, Gott mit dem Gegenstand zu identifizieren, dem alle Realitäten, und nur Realitäten, zukommen.[31]

---

[30] A. a. O., S. 604.

[31] Vgl. Ewing: *A short commentary on Kant's Critique of pure reason*, S. 241.

Eine andere Eigentümlichkeit des hier untersuchten Beweises betrifft Prämisse (3). Diese scheint überflüssig zu sein. Kant ist jedoch auch hier von Leibniz beeinflusst, der lehrte, dass man kein analytisches Urteil (in Kants Terminologie) gebrauchen darf, wenn nicht vorher bewiesen ist, dass der Subjektsbegriff (logisch) möglich ist.[32]

Kant will also den Beweis (1)—(4) mit seiner Theorie der Existenz widerlegen. Offenbar ist er der Meinung, dass eine solche Widerlegung möglich ist. Nirgends zeigt er jedoch, wie sie durchzuführen ist, wie der Satz »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat» eine Widerlegung des Beweises ausmacht. Wir müssen es der Phantasie überlassen, das zu ergänzen, was hier fehlt.

Zuerst wollen wir den oben genannten Satz durch den einfacheren ersetzen »Existenz ist kein Prädikat». Wie bereits gesagt wurde, drückt er in mehr korrekter Weise Kants Theorie aus.

In der philosophischen Literatur gibt es nun zwei Theorien, in welcher Weise der Satz »Existenz ist kein Prädikat» eine Widerlegung des Beweises (1)—(4) ausmacht. Nach Theorie 1 falsifiziert dieser Satz die Prämisse (2). Nach der Definition des Begriffes Realität, muss eine Realität ein Prädikat sein. Existenz sollte jedoch kein Prädikat sein; sie kann daher auch keine Realität sein; dies bedeutet, dass Prämisse (2) falsch ist.

Nach Theorie (2) wird das im Beweis stillschweigend vorausgesetzte Mittelglied

Der Gottesbegriff enthält den Begriff der Existenz (2')

falsifiziert. Damit wäre eine indirekte Falsifizierung entweder von (1) oder (2) gegeben. Aus dem Satz »Existenz ist kein Prädikat» würde Kant schliessen, dass keine Aussage *A enthält den Begriff der Existenz* wahr sein kann. Dann kann aber auch nicht Aussage (2') wahr sein.[33]

Zu diesen Theorien ist zu sagen, dass nichts im Wege steht,

---

[32] Vgl. Koch: *Der Gottesbeweis bei Gottfried Wilhelm Leibniz*, S. 6 ff.

[33] Theorie 1 ist klar von Russell in *History of Western Philosophy*, S. 735 f, entwickelt; Theorie 2 von Kemp Smith, a. a. O, S. 530.

dass beide richtig sein können. Es ist durchaus denkbar, dass Kant der Meinung gewesen ist, er habe den ontologischen Gottesbeweis durch seine Theorie der Existenz auf zwei verschiedene Weisen widerlegt. Ein Argument, dass dies der Fall gewesen ist, findet man in Beweisgrund. Kant sagt dort: »Wenn aus dem Begriffe des bloss *Möglichen* als einem Grunde das Dasein als eine Folgerung soll geschlossen werden, so muss durch die Zergliederung dieses Begriffes die gedachte Existenz darin können angetroffen werden; denn es giebt keine andere Ableitung einer Folge aus einem Begriffe des Möglichen als durch die logische Auflösung. Alsdann müsste aber das Dasein wie ein Prädicat in dem Möglichen enthalten sein. Da dieses nun nach der ersten Betrachtung der ersten Abtheilung nimmermehr statt findet, so erhellt: dass ein Beweis der Wahrheit, von der wir reden, auf die erwähnte Art unmöglich sei.

Indessen haben wir einen berühmten Beweis, der auf diesen Grund erbauet ist, nämlich den so genannten *Cartesianischen.* Man erdenkt sich zuvörderst einen Begriff von einem möglichen Dinge, in welchem man alle wahre Vollkommenheit sich vereinbart vorstellt. Nun nimmt man an, das Dasein sei auch eine Vollkommenheit der Dinge; also schliesst man aus der Möglichkeit eines vollkommensten Wesens auf seine Existenz. Eben so könnte man aus dem Begriffe einer jeden Sache, welche auch nur als die vollkommenste ihrer Art vorgestellt wird, z. E. daraus allein schon, dass eine vollkommenste Welt zu gedenken ist, auf ihr Dasein schliessen. Allein ohne mich in eine umständliche Widerlegung dieses Beweises einzulassen, welche man schon bei andern antrifft, so beziehe ich mich nur auf dasjenige, was im Anfange dieses Werks ist erklärt worden, dass nämlich das Dasein gar kein Prädicat, mithin auch kein Prädicat der Vollkommenheit sei, und daher aus einer Erklärung, welche eine willkürliche Vereinbarung verschiedener Prädicate enthält, um den Begriff von irgend einem möglichen Dinge aus zu machen, nimmermehr auf das Dasein dieses Dinges und folglich auch nicht auf das Dasein Gottes könne geschlossen werden.»

Kant untersucht hier einen Beweis, der etwas von demjenigen abweicht, den er in KrV behandelt hat. In der oben angeführten Stelle jedoch treten mit nur kleinen Abweichungen die beiden von mir genannten Einwände auf.

Nunmehr können wir die letzte der drei Fragen, nämlich Frage 2, beantworten. Die Antwort lautet: Bei der Widerlegung des ontologischen Gottesbeweises ist der Satz »Existenz ist ein logisches, aber kein reales Prädikat» als äquivalent mit dem Satz »Existenz ist kein Prädikat» gebraucht. Die Widerlegung nimmt zwei verschiedene Formen an. Erstens soll der Satz »Existenz ist kein Prädikat» implizieren, dass die Prämisse (2) falsch ist. Dabei wird das Faktum benutzt, dass auf Grund der Definition des Begriffes Realität, alle Realitäten Prädikate sind. Zweitens soll der Satz »Existenz ist kein Prädikat» implizieren, dass keine Behauptung *A enthält den Begriff der Existenz* wahr sein kann; dies impliziert seinerseits, dass entweder die Prämisse (1) oder die Prämisse (2) falsch ist.

Hier muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Inhalt der hier nicht diskutierten Abschnitte 13—14 die hier behandelten Fragen nicht berührt. Abschnitt 13 enthält eine Distinktion zwischen logischer und realer Möglichkeit, wobei die erstere ohne weiteres dem Gottesbegriff zugeschrieben wird. Damit wir wissen können, dass Gott real möglich ist, muss er empirisch nachgewiesen werden, was — nach Kant — jedoch unmöglich ist. Diese Überlegung ist offenbar durch die oben genannte Prämisse (3) veranlasst. Abschnitt 14 enthält Kants berühmten und klangvollen, abschliessenden Satz: »Es ist also an dem so berühmten ontologischen (Cartesianischen) Beweise, vom Dasein eines höchsten Wesens, aus Begriffen, alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Mensch möchte wohl ebensowenig aus blossen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Kassenbestande einige Nullen anhängen wollte.»

ANGEFÜHRTE SCHRIFTEN

Brentano, F., *Vom Dasein Gottes.* Philosophische Bibliothek, Bd. 210, Leipzig 1929.

Descartes, R., *Œuvres de Descartes,* Bd. 7, Paris 1904.

Eisler, R., *Kant-Lexikon.* Berlin 1930.

Ewing, A. C., *A short commentary on Kant's Critique of pure reason.* London 1938.

Fischer, K., *Geschichte der neuern Philosophie,* Bd. 4, 5. Aufl. Heidelberg 1909.

Heinze, M., *Vorlesungen Kants über Metaphysik.* Abhandlungen der Philologisch-Historischen Classe der Königlichen Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 14, Leipzig 1894.

Herrlin, O., *The ontological proof in thomistic and kantian interpretation.* Acta Universitatis Upsaliensis 1950 : 9.

Jordan, B., *Kants Stellung zur Metaphysik bis zum Ende der sechziger Jahre.* Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, Bd. 7, 1909.

Kant, I., *Immanuel Kant's Vorlesungen über die Metaphysik.* 2. Aufl. Rosswein 1924.

— *Kant's gesammelte Schriften,* Bd. 1—20, Berlin 1910—42.

— *Kritik der reinen Vernunft.* Philosophische Bibliothek, Bd. 37 a, Leipzig 1926.

Koch, P., *Der Gottesbeweis bei Gottfried Wilhelm Leibniz.* 1926.

Mac Iver, A. M., *A note on the ontological proof. Analysis,* Bd. 8, 1948.

Marc-Wogau, K., *Kants Lehre vom analytischen Urteil. Theoria,* Bd. 17, 1951 (Festskrift tillägnad Einar Tegen).

Russell, B., *A history of western philosophy.* London 1947.

Smith, Norman Kemp., *A commentary to Kant's »Critique of pure reason».* 2. Aufl. London 1930.

Thomas Aquinas, *Summa theologiae.* Salzburg, o. J.

Ueberweg, F., *Grundriss der Geschichte der Philosophie,* Bd. 2, 11 Aufl. (hrsg. v. Geyer), Berlin 1928.

Weldon, T. D., *Introduction to Kant's Critique of pure reason.* Oxford 1945.

Warda, A., *Immanuel Kants Bücher.* Bibliographien und Studien, Bd. 3, Berlin 1922.

Die Russellsche Theorie der definiten Deskriptionen vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus betrachtet

von

HOLGER JOHANSEN
(Kopenhagen)

In einer Abhandlung »Russell's Philosophy of Language»[1] äussert sich Max Black in folgender Weise über die bekannte, zum ersten Male in dem Aufsatz »On Denoting» in »Mind», Jahrg. 1905, dargelegten Deskriptionstheorie von Russell: »It is not extravagantly optimistic to hope that ... the theory may ultimately achieve a measure of common agreement ... such as may be found in the elementary propositional calculus or the other well-established branches of symbolic logic». Ob diese im Jahre 1944 ausgesprochene Hoffnung sich erfüllen wird, muss dahingestellt bleiben, dass aber der durch das Wort »ultimately» gemachte Vorbehalt berechtigt war, zeigen zur Genüge zwei im Jahre 1950 erschienene Abhandlungen: F. G. Strawson: »On Referring» (»Mind», Juli 1950) und ein Aufsatz von P. T. Geach in »Analysis», März 1950, die alle beide die Theorie von Russell einer ablehnenden Kritik unterwerfen.

Angesichts dieser unter den Philosophen vom Fach herrschenden Meinungsverschiedenheit mag es vielleicht nicht unangebracht erscheinen, dass ein Sprachanalytiker, der weder Logiker noch Erkenntnistheoretiker ist, sondern von der empirischen Sprachforschung herkommend an das von Russell angeschnittene und zum ersten Male behandelte Problem herangetreten ist, den Versuch unternimmt, die Russellsche Theorie auf ihre Ver-

[1] Veröffentlicht in »The Philosophy of Bertrand Russell», ed. P. A. Schilpp 1944 und in M. Black »Language and Philosophy», 1949.

wertbarkeit für *seine* Wissenschaft zu prüfen. Es erscheint dies um so berechtigter, als der Ausgangspunkt Russells eine durch die natürliche Sprache gegebene Sprachform ist, die in dem natürlichen Sprachverkehr eine kaum zu überschätzende Rolle spielt. Vorwegnehmend sei bemerkt, dass meiner Ansicht nach Russells Theorie auch im Lichte der Sprachwissenschaft gesehen den Kern der Sache trifft, dass sie aber anderseits als Analyse natursprachlicher Gegebenheiten wesentlicher Ergänzungen bedürftig ist. Unter allen Umständen ist sie für eine nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibende Sprachforschung im allerhöchsten Grade aufschlussreich, und es sei mir daher auch gestattet, an dieser Stelle der Verwunderung Ausdruck zu geben, dass diese beinahe 50 Jahre alte Theorie von der zünftigen Sprachforschung, soviel mir bekannt ist, gänzlich unberücksichtigt geblieben ist.

Nach der in der erwähnten Abhandlung »On Denoting» sowie später in den »Principia Mathematica» und »Introduction to Mathematical Philosophy» dargelegten Theorie ist der Satz

(1) the author of »Waverley» was Scott

gleichbedeutend mit der konjunkten Behauptung folgender Sätze

(2) a: at least one person wrote »Waverley»;
b: at most one person wrote »Waverley»;
c: whoever wrote »Waverley» was Scott.

Nach diesem Muster können nun nach der Theorie Russells andere Sätze, die ein mit dem bestimmten Artikel in der Einzahl versehenes Substantiv enthalten, in Ausdrücke verwandelt werden, die den bestimmten Artikel n i c h t enthalten.

Die Behauptung Russells, dass durch (1) der Inhalt von (2) a mit behauptet wird, lehnen sowohl Strawson als Geach ab, und zwar übereinstimmend u. a. mit einem Hinweis darauf, dass Sätzen nach Art von

(3) the king of France is wise

weder das Prädikat »wahr» noch das Prädikat »falsch» zukommt.

Strawson äussert sich hierüber a. a. O. S. 330: ». . . suppose some one were to say to you with a perfectly serious air: »The king of France is wise.» Would you say, »That's untrue»? I think it's quite certain that you wouldn't. But suppose he went on to *ask* you whether you thought that what he had just said was true or was false; whether you agreed or disagreed with what he had just said. I think you would be inclined with some hesitation, to say that you didn't do either; that the question of whether his statement was true or false simply *didn't arise,* because there was no such person as the king of France». Nach meinem persönlichen Sprachempfinden ist diese erfundene Situation in völliger Uebereinstimmung mit unseren tatsächlichen Sprachgewohnheiten dargestellt.

Nach Russells Theorie müsste aber (3) falsch sein, da auf Grund der durch (2) gegebenen Analyse durch (3) die Existenz eines königlichen Alleinherrschers von Frankreich behauptet wird. Da aber (3) das Prädikat »falsch» nicht zukommt, stimmt — so scheint es — schon aus diesem Grunde die Theorie von Russell nicht.

Bei näherem Zusehen, wird man jedoch erkennen, dass die erwähnte Einschränkung, der der Gebrauch der Worte »falsch» und »wahr» in der natürlichen Sprache unterliegt, in der Sprache der Logik nicht gelten kann. Entsprechend und damit zusammenhängend wird es sich herausstellen, dass derjenige, der nicht zugeben will, dass der-Sätze der hier erwähnten Art die Existenz eines Individuums mit den durch das der-Gebilde angegebenen Eigenschaften behaupten, sich zwar in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch des Alltags befindet, dabei aber dem Worte »behaupten» (»assert») einen Sinn unterlegt, den das Wort in der Sprache der Logik nicht haben kann.

Um letzteres zuerst darzulegen setzen wir folgenden Fall: Zwei Reisende besuchen eine fremde Stadt. Sie durchwandern jeder für sich die Strassen, um die Gespräche der Leute zu belauschen. Der eine von ihnen hört, wie auf der Strasse ein Mann zu einem anderen sagt

(4) der Mörder des Kaisers ist jetzt gefangen worden,

während der andere unter entsprechenden Umständen die Bemerkung hört

(5) es hat jemand den Kaiser ermordet (a), er ist jetzt gefangen worden (b).

Es ist ohne weiteres klar, dass was das fragliche Ereignis betrifft, keiner von den beiden Fremden dem anderen etwas mitteilen kann, was dieser nicht im voraus weiss. Der Inhalt der Sätze ist genau der gleiche, sie sind synonyme Ausdrücke, verschiedene Formen, in die derselbe Inhalt gekleidet ist. Dem Unterschied der Form entspricht nun allerdings ein Unterschied *im Gebrauch*. Die Form (4) wird nur dann gebraucht, wenn der Sprecher annimmt, dass dem Hörer die Ermordung des Kaisers schon bekannt ist, während der Gebrauch der Form (5) das Gegenteil voraussetzt. Es hat dieser Unterschied aber mit dem objektiven Inhalt der Sätze nicht das geringste zu tun, in beiden Sätzen spiegelt sich — wenn auch in verschiedener Weise — die Existenz eines Individuums mit den Eigenschaften »— hat den Kaiser ermordet» und »— ist gefangen worden» wider.

Nun kann aber das Verbum »behaupten» mit Bezug auf die beiden Ausdrücke (4) und (5) nicht in derselben Weise gebraucht werden. Der Sprachgebrauch erlaubt nicht, dass »behaupten», wenn es von (4) gebraucht wird, auf den ganzen Inhalt des Satzes bezogen wird. Eine solche Einschränkung gilt nicht für (5). Dieser Unterschied ist aber nur erklärlich, wenn man den oben festgestellten Unterschied im Gebrauch ins Auge fasst. Die Relation des Hörers zu den beiden Teilen des Inhalts (die Ermordung und die Gefangennahme) ist im Falle (4), wenn wir von der Auffassung des jeweiligen Sprechers ausgehen, immer eine verschiedene, und nur von dem, was man dem Hörer als etwas Neues mitteilt, kann dem Sprachgebrauch gemäss gesagt werden, dass es »behauptet» wird;[2] dass es einen Mörder

---

[2] Aus Gründen der Übersichtlichkeit habe ich den Tatbestand etwas vereinfacht dargestellt: zwar gilt die Regel unumschränkt, dass die Sprachform (5) nur dann gebraucht werden kann, wenn dem Hörer der Inhalt sowohl von a als von

des Kaisers gibt, wird im Falle (4) nicht »behauptet», sondern »vorausgesetzt». Dies bedeutet aber, dass das Wort »behaupten», in diesem Sinne gebraucht, ein Wort psychologischen Inhalts ist, das als solches nicht in den Wortschatz der Logik gehört.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Wörtern »falsch» und »wahr» in der gewöhnlichen Sprache. Nur das, was im obigen Sinne des Wortes »behauptet» wird, gilt als falsch oder wahr. Wenn der Kaiser zwar ermordet, sein Mörder aber nicht gefangen worden ist, ist (5) nach dem Sprachgebrauch des Alltags zur Hälfte wahr und zur anderen Hälfte falsch, (4) dagegen 100-prozentig falsch, weil durch diesen Satz der Hörer nur von der Gefangennahme benachrichtigt werden soll. Hat nun die Ermordung des Kaisers nicht stattgefunden, dann ist (5) einfach falsch; es wäre durchaus natürlich auf diese Mitteilung hin zu sagen: »Es ist falsch, was du sagst, ich habe eben vor einer Minute den Kaiser vorbeifahren sehen». Letztere Bemerkung wäre aber unter den angenommenen Umständen als Antwort auf (4) kaum denkbar. Man würde statt dessen lieber etwa sagen: »Der Mörder des Kaisers! Unsinn, der Kaiser ist ja gar nicht ermordet». In diesem Punkte sind, wie schon bemerkt, Strawson und Geach durchaus im Recht. Sie haben aber ausser Acht gelassen, dass dann der Gebrauch der Wörter »falsch» und »wahr» in der Alltagssprache letzten Endes psychologisch bedingt ist, und deshalb nicht als Norm für den Logiker gelten kann. Wer (4) und (5) einfach als Modelle der Wirklichkeit auffasst — wie das die oben erwähnten ausserhalb der Gesprächssituation stehenden Lauscher taten, und wie das auch der Logiker tun muss — dem ist im besagten Fall (4) ebenso falsch wie (5).

---

b unbekannt ist. Dagegen kann A zu B sagen: »Der Schwiegervater C's ist gestorben» auch in dem Falle, dass er nicht weiss, ob es B bekannt ist, dass C verheiratet ist. Es genügt in solchen Fällen, dass die Existenz eines Individuums mit den durch das der-Gebilde angegebenen Eigenschaften einer gewissen durchschnittlichen Norm entspricht. Dagegen wird, wenn C in der Stadt wohnt, A nicht in allen Fällen sagen können: »Das Bauernhaus C's ist abgebrannt», weil das als ein Sonderfall gelten muss, dass ein Städter ein Bauernhaus besitzt.

Wir wollen das oben Angeführte an Hand eines andersgearteten Beispiels nochmals erläutern. Sagt jemand

(6) der alte Fritz Müller ist sehr krank,

(wobei wir uns denken, dass »alte» nicht in unterscheidendem Sinne gebraucht wird), »behauptet» er nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht, dass Fritz Müller *alt*, sondern nur, dass er krank ist. Wenn man aber den Satz an sich betrachtet, ohne sich um die mit der Aussprache der Satz*exemplare* verbundenen Bewusstseinsvorgänge zu kümmern und ihn auf eine der Sprache der Logik angemessenene Form bringen will, lautet die Übersetzung

(7) Fritz Müller ist alt und Fritz Müller ist sehr krank.

Dies will aber der Sprecher von (6) im landläufigen Sinne des Wortes nicht »behaupten»; »behaupten» will er nur das Kranksein und nicht das Altsein Fritz Müllers. Der ausserhalb der Gesprächssituation Stehende, an den der Satz nicht gerichtet ist, und der von Fritz Müller nur weiss, dass er der Mann ist, der das Haus Nr. — in der — Strasse bewohnt, erfährt durch (6) genau dasselbe wie durch (7). Nehmen wir nun an, dass derjenige, an den der Satz (6) gerichtet ist, zufällig weiss, dass Fritz Müller nicht alt ist, wird er trotzdem nicht, ohne gegen den Sprachgebrauch zu verstossen, sagen können, dass (6) falsch ist. Er wird sogar sagen können: »Es ist leider wahr, was du sagst, übrigens ist aber Fritz Müller gar nicht alt». Denn, wie wir oben gesehen haben, die Wörter »wahr» und »falsch» werden in der gewöhnlichen Sprache nur auf das bezogen, was der Sprecher dem Gesprächspartner als etwas ihm Unbekanntes mitteilen will.

Dass die Regeln, die für den Gebrauch der Wörter »wahr» und »falsch» in der natürlichen Sprache gelten, von der Sprache der Wissenschaft nicht kritiklos übernommen werden können, zeigt ein anderer, noch beachtenswerterer Fall. Wir betrachten folgende zwei Sätze:

(8) Wenn X kommt, kommt Y auch,

(9) wenn Y nicht kommt, kommt X auch nicht.

Jeder von diesen Sätzen lässt den Schluss auf den anderen zu; sie sind im Sinne der Logik absolut gleichwertige Sätze, und zwar können sie dies unter gewissen Umständen auch in der Praxis des Alltags sein. Wir setzen den Fall, dass ein Polizeispitzel auskundschaften soll, wer bei einer Versammlung revolutionärer Verschwörer zugegen sein wird. Ob er nun seinem Vorgesetzten mitteilen kann, dass er eine Bemerkung von der Form (8) oder eine von der Form (9) aufgeschnappt hat, ist gleichgültig. Die Vorkehrungen, die die polizeilichen Behörden auf Grund der Mitteilung des Spitzels treffen, werden in beiden Fällen genau dieselben sein. Wer den Inhalt von (8) kennt, weiss nicht mehr und nicht weniger als, wer den Inhalt von (9) kennt. Sehen wir aber von dem Falle ab, dass die Sätze auf Grund eines generellen Satzes, dessen Wahrheit als unumstritten gilt, bewiesen werden können, gelten sie dann und *nur* dann als wahr, wenn beide Teilsätze sich als wahr erweisen, und dann und *nur* dann als falsch, wenn der Vordersatz wahr und der Nachsatz falsch ist. Ist aber der Vordersatz falsch, ist das ganze Gefüge weder wahr noch falsch.[3] Gehen z. B. A und B eine Wette über die Richtigkeit oder Nicht-Richtigkeit von (8) ein, so bleibt im Falle des nicht-Kommens von X unabhängig vom Kommen oder nicht-Kommen von Y die Wette unentschieden. Gehen sie aber eine Wette über die Richtigkeit von (9) ein, so bleibt im Falle des Kommens von Y unabhängig vom Kommen oder nicht-Kommen von X die Wette unentschieden. Wir haben somit wie vorhin bei den Sätzen (4) und (5) den Fall vor uns, dass die Wörter »wahr» und »falsch» mit Bezug auf Sätze, die Gleiches über die Wirklichkeit aussagen, nicht in der gleichen Weise gebraucht werden. Dieser Sprachgebrauch, der dem sonstigen Gebrauch dieser Wörter auch in der Alltagssprache zu widersprechen scheint, wird auch in diesem Falle darin begründet sein, dass die Verwendungsbereiche der gleichbedeutenden Sätze im wirk-

---

[3] Vgl. hierzu den Aufsatz von Kaila »Wenn . . . so . . .» im 9. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 88 f.).

lichen Sprachverkehr verschiedene sind. Die Form (8) ist für solche Fälle bestimmt, in denen der jeweilige Sprecher den von seinem Standpunkt aus nicht gesicherten, aber möglichenfalls eintretenden Fall, dass X kommt, ins Auge fasst; nur dieser Fall interessiert ihn, und tritt der entgegengesetzte Fall ein, so erlischt gleichsam die Aussage und kann demnach dem Sprachgebrauch des Alltags zufolge weder als wahr noch als falsch bezeichnet werden. Ähnlich aber noch durchsichtiger liegen die Verhältnisse bei bedingten Befehlssätzen. Sagt der Arzt zum Kranken: »Bleiben Sie morgen zu Hause, wenn es friert», und friert es dann nicht, so erlischt der Befehl, und von Gehorsam und Ungehorsam kann ebensowenig wie vorhin von Wahrheit und Unwahrheit die Rede sein.

Diese zwar summarische, aber soviel ich sehen kann, dem wirklichen Stand der Dinge gerecht werdende Darstellung gewisser Eigentümlichkeiten der Bedingungsgefüge geht aber, weil sie sich auf Psychologisches bezieht, die Logik an sich nichts an. Für die empirische Sprachwissenschaft, der es obliegt, den Gebrauch sowohl der wenn-so-Gefüge als auch der Wörter »wahr» und »falsch» festzustellen, ist sie aber nicht ohne Bedeutung.

Den Gedanken, dass Sätze, die der-Gebilde enthalten, existentialen Inhalts seien, hat schon Frege in seiner berühmten, aber von der Sprachwissenschaft geflissentlich übersehenen Abhandlung »Über Sinn und Bedeutung»[4] — wahrscheinlich als erster — ausgesprochen. Frege erwähnt allerdings diesen Gedanken bloss als einen Einwand, der gegen seine eigene Auffassung erhoben werden *könnte*, und versucht, ihn in folgender Weise zu widerlegen: Er sagt S. 40 a. a. O. mit Bezug auf den Satz

(10) der die elliptische Gestalt der Planetenbahnen entdeckte, starb im Elend

folgendes: ». . . der Sinn des Nebensatzes ist kein vollständiger Gedanke und seine Bedeutung kein Wahrheitswerth, sondern Kepler. Man könnte einwenden, dass der Sinn des Ganzen doch als Theil einen Gedanken einschliesse, nämlich dass es einen

[4] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 100, 1892.

gab, der die elliptische Gestalt der Planetenbahnen zuerst erkannte; denn wer das Ganze für wahr halte, könne diesen Theil nicht verneinen. Das Letzte ist zweifellos; aber nur weil sonst der Nebensatz »der die elliptische Gestalt der Planetenbahnen entdeckte» keine Bedeutung hätte. Wenn man etwas behauptet, so ist immer die Voraussetzung selbstverständlich, dass die gebrauchten einfachen oder zusammengesetzten Eigennamen eine Bedeutung haben. Wenn man also behauptet

(11) Kepler starb im Elend,

so ist dabei vorausgesetzt, dass der Name »Kepler» etwas bezeichne, aber darum ist doch im Sinne des Satzes »Kepler starb im Elend» der Gedanke, dass der Name »Kepler» etwas bezeichne, nicht enthalten.»

Nun ist es zweifellos richtig, dass das Wort »Voraussetzung» sowohl mit Bezug auf (10) als mit Bezug auf (11) gebraucht werden kann. Es handelt sich aber dabei um Voraussetzungen grundsätzlich verschiedener Art. Wenn ein Lautgebilde in einer Sprache als Name im gewöhnlichen Sinne dieses Worts fungieren soll, dann wird durch die für diese Sprache geltenden normativen Satzungen die Existenz eines Gegenstandes vorausgesetzt, dem das betreffende Lautgebilde zugeordnet ist. Es handelt sich hierbei um eine *überindividuelle Voraussetzung*, von der sozusagen bei der Gründung der Sprache ausgegangen wird.

Die Satzungen der Sprache erlauben ferner die Bildung von Deskriptionen, setzen aber ebensowenig voraus, dass jeder sprachgerecht gebildeten Deskription ein Gegenstand in der wirklichen Welt entspricht, wie sie voraussetzen, dass jeder sprachgerecht gebildete Satz wahr ist. Die beiden Sätze »die Hauptstadt des Mondes hat 20000 Einwohner» und »die Sonne ist kleiner als der Mond» verstossen an sich gegen keine Regeln der Sprache. Nun gibt es aber auch — wie wir schon mehrfach gesehen haben — Sprachregeln, die sich nicht auf die *Bildung* von sprachlichen Ausdrücken, sondern auf deren *Gebrauch* im lebendigen Sprachverkehr beziehen, und diese erlauben dem Benutzer der Sprache den Gebrauch von Sätzen von der Form (4)

nur dann, wenn er glaubt, dass dem Hörer der Inhalt des entsprechenden Existentialsatzes von der Form (2) a bekannt ist. Wenn z. B. einer einem anderen, von dem er genau weiss, dass ihm die Ermordung Gandhis unbekannt ist, die Mordtat selbst sowie die Verhaftung des Mörders mitteilen will, und sich dabei der Ausdrucksform bedient: »der Mörder Gandhis ist verhaftet», so hat er einen Satz ausgesprochen der sprachgerecht gebildet ist (und nebenbei bemerkt auch dem Stand der Dinge genau entspricht) — dennoch hat er aber gegen gewisse Regeln der deutschen Sprache verstossen. Für Regeln dieser Art möchte ich die Bezeichnung »Gebrauchsregeln» einführen. Die Gebrauchsregeln sind Sprachgewohnheiten, durch die die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft gezwungen werden, in einer gegebenen Situation einen gegebenen Gedanken (proposition) in eine bestimmte Form zu kleiden, und in einer anderen Situation denselben Gedanken in einer anderen Form zum Ausdruck zu bringen. Es ist für den Sprachempiriker von der allergrössten Wichtigkeit, die rein semantischen Regeln und die Gebrauchsregeln auseinanderzuhalten. Den Logiker gehen die Gebrauchsregeln nichts an. Der Regelkodex einer logischen Sprache kennt keine Gebrauchsregeln. Dasselbe gilt auch für die Mathematik. Die beiden gleichwertigen Ausdrücke »$a > b$» und »$b < a$» haben unzweifelhaft in mathemathischen Darstellungen verschiedene Verwendungsbereiche. Dies geht aber selbst den Metamathematiker nichts an.

Zusammenfassend können wir jetzt folgendes sagen: Die Satzform (1) setzt voraus, dass der jeweilige Sprecher *privatim* voraussetzt, dass dem Hörer der Inhalt von (2) a sowieso bekannt ist; sie setzt aber keineswegs voraus, dass dieser Inhalt wahr ist. Das tut nur der Sprecher. Bei dieser Formulierung haben wir uns erlaubt, »voraussetzen» im doppelten, d. h. sowohl im psychologischen als im apsychologischen Sinne dieses Wortes zu gebrauchen.

Frege hält es (S. 40 a. a. O.) für einen Mangel der Sprachen »dass in ihnen Ausdrücke möglich sind, welche nach ihrer grammatischen Form bestimmt erscheinen, einen Gegenstand zu be-

zeichnen, diese ihre Bestimmung aber in besonderen Fällen nicht erreichen»[5] (wie das z. B. mit dem der-Gebilde des Satzes (3) der Fall ist), und hieran anknüpfend bemerkt er S. 41: »Von einer logisch vollkommenen Sprache (Begriffsschrift) ist zu verlangen, dass jeder Ausdruck, der aus schon eingeführten Zeichen in richtiger Weise gebildet ist, auch in der That einen Gegenstand bezeichne, und dass kein Zeichen als Eigenname neu eingeführt werde, ohne dass ihm eine Bedeutung gesichert sei». Nun liegt es aber auf der Hand, dass der Vorteil, den die zusammengesetzten Eigennamen (d. h. die der-Gebilde) gegenüber den nicht zusammengesetzten besitzen, eben darin besteht, dass es zu ihrer Bildung keiner vorherigen Festsetzung bedarf, sie können in unbegrenzter Anzahl frei gebildet werden, und eine Reform im Sinne Freges, die vielleicht für die Sprache gewisser Wissenschaften erwünscht und auch durchführbar wäre, würde was die Sprache des Alltags betrifft, entweder die Sprachbildung und Spracherlernung unendlich erschweren, oder aber die Menge der zulässigen der-Gebilde auf eine im Verhältnis zu den im lebendigen Sprachverkehr tatsächlich vorkommenden unendlich geringe Anzahl reduzieren.

Ein Ausweg, um dem erwähnten Übelstand — der vom Standpunkt des Alltags gesehen aber keiner ist — vorzubeugen, wäre der von P. T. Geach[6] in einem Aufsatz »Subject and Predicate» (»Mind», Oktober 1950, S. 469) vorgeschlagene, nach dem definite Deskriptionen einfach aus der Sprache auszumerzen wären. Es würde dies bedeuten, dass man statt Ausdrücke nach Art von (4) immer solche nach Art von (5) gebrauchen müsste, oder vielmehr, dass der Inhalt von (4) und (5), der derselbe ist, nur in *einer* (gleichviel welcher) Form zum Ausdruck gelangen

[5] Die Ausführungen Freges enthalten gewisse Unstimmigkeiten. Auf der einen Seite ist für ihn der Unterschied zwischen eigentlichen und zusammengesetzten Namen kein wesentlicher, auf der anderen Seite gibt er zu, dass die letzteren mitunter keinen Gegenstand bezeichnen, und schliesslich sagt er ganz unbestimmt, dass sie »nach ihrer grammatischen Form bestimmt *erscheinen* einen Gegenstand zu bezeichnen».

[6] Für Frege besteht der Übelstand darin, dass die der-Gebilde mitunter nichts bezeichnen, für Geach darin, dass es Sätze gibt, die weder wahr noch falsch sind.

könnte, einer Form, die nicht wie es die Formen (4) und (5) tun, die Relation der Sprachgebraucher zum Inhalt widerspiegeln würde. Eine solche Aenderung würde die Bildung, die Erlernung der Sprache nicht erschweren, wahrscheinlich aber deren Effektivität als Verständigungsmittel beeinträchtigen.

Ähnlich wie die definiten Deskriptionen sind auch die Namen theoretisch entbehrlich. Im Gegensatz zu den definiten Deskriptionen ist aber ihr praktischer Nutzen augenfällig. Der Gebrauch von nicht zusammengesetzten Eigennamen erlaubt nämlich einen geringeren Aufwand an Lautmitteln als der Gebrauch von mehrgliedrigen Deskriptionen. Statt zu sagen: »Die junge Dame, die gestern hier war, und die ein blauseidenes Kleid anhatte und mit einem unverkennbar österreichischen Akzent sprach» kann ich mich vielleicht mit einem Namen von wenigen Silben begnügen. Allerdings muss der Gebrauch von Namen auf ein gewisses Mindestmass beschränkt bleiben. Es gilt nämlich nicht bloss die Regel: Je mehr Namen, je geringer der Aufwand an Lautmitteln — es gilt auch die Regel: Je mehr Namen, je grösser das Vokabularium und je schwieriger infolgedessen die Spracherlernung. Die Namen werden daher gebraucht, um diejenigen einmaligen Eigenschaftskombinationen zu bezeichnen, deren Erwähnung in der betreffenden Sprachgemeinschaft am häufigsten erforderlich ist.

Russell unterscheidet »primary and secondary occurrences» von definiten Deskriptionen. »A secondary occurrence» liegt vor, wenn der Gedanke, dass ein Individuum mit den durch das der-Gebilde angegebenen Eigenschaften existiert, nicht behauptet[7] wird, sondern nur als Bestandteil eines grösseren Ganzen erscheint. Der Satz

(12) the present king of France is not bald

kann nach Russell in zweierlei Weise gedeutet werden, einmal im Sinne von »es existiert jemand, der König von Frankreich ist.

[7] Im folgenden wird »behaupten» im apsychologischen Sinne gebraucht.

Er ist nicht kahlköpfig»; dann kann aber der Satz auch so gedeutet werden: »es ist nicht der Fall, dass es jemand gibt, der zugleich König von Frankreich und kahlköpfig ist». Vom Standpunkt der empirischen Sprachwissenschaft ist aber die letztere Deutung, die die Möglichkeit der nicht-Existenz eines Königs von Frankreich zulässt, entschieden abzulehnen. Wer (12) behauptet, behauptet auch die Existenz eines Königs von Frankreich; er spricht sozusagen einem existierenden König von Frankreich die Eigenschaft der Kahlköpfigkeit ab. Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, dass man mitunter sagen kann

(13) Willys Frau ist nicht krank (a), er hat nämlich keine (b).

Es ist dies aber eine mehr scherzhafte, im gewissen Sinne künstliche Ausdrucksweise, und niemand, der nur (a) gehört hat, wird auf Grund dieser Aussage die Möglichkeit von (b) ernstlich in Erwägung ziehen.

Ebensowenig wie in den negierten Sätzen der Inhalt des der-Gebildes durch die Negation mit betroffen wird, wird durch das Vorkommen eines der-Gebildes in einer Frage die Existenz eines Individuums mit den durch das der-Gebilde angegebenen Eigenschaften irgendwie in Zweifel gezogen, sondern vielmehr behauptet. Betrachten wir den Fragesatz

(14) ist Willys Frau krank?

Dieser Ausdruck bedeutet nicht »hat Willy eine Frau, und ist sie bejahenden Falls krank?», sondern »Willy hat eine Frau. Ist sie krank?». Letzterer Ausdruck und (14) unterscheiden sich nur dadurch von einander, dass ihre Verwendungsbereiche verschiedene sind. Die Auskunft, die sich der Fragende erbittet, ist dieselbe. In den beiden Ausdrücken wird ein und dieselbe unbedingt gültig sein sollende Abbildung der Wirklichkeit gegeben, zu dem Zwecke dass sie der Gefragte *ergänzen* soll. In einer Frage wie »ist Bertha krank?» ist dagegen von keiner derartigen Abbildung die Rede. Dass es eine Frau gibt, der der Name zugeordnet ist, wissen wir ja kraft unserer Sprachkenntnisse. Namen sind fertige Elemente, Bausteine, aus denen Modelle ver-

fertigt werden können, sie sind aber selbst keine Modelle, in dem Sinne wie die definiten Deskriptionen als Modelle aufgefasst werden können.

Ähnlich wie die Fragesätze verhalten sich in diesem Punkte die Befehlssätze. Wir betrachten den Ausdruck

(15) Frage Willys Frau.

(15) und der Ausdruck »Willy hat eine Frau; frage die» verhalten sich zu einander wie die beiden oben erwähnten Fragesätze. Ob ich mich der einen oder der anderen Ausdrucksform bediene, die Handlung, die ich ausgeführt haben will, ist dieselbe.

Auch in Bedingungssätzen werden der-Gebilde im behauptenden Sinne gebraucht. Der Satz

(16) wenn Willys Frau krank ist, wird er sehr unglücklich sein

ist nicht gleichbedeutend mit dem Satz »wenn Willy eine Frau hat, und diese krank ist usw.», sondern mit dem Satz »Willy hat eine Frau, und wenn die usw.»

Dass die der-Gebilde in den Fällen (12) und (14)—(16) nicht als »secondary occurrences» aufgefasst werden können, ist psychologisch betrachtet eine Auswirkung der Regel, dass der Sprecher nur dann die der-Konstruktion gebrauchen darf, wenn er meint, dass die Existenz der fraglichen Grösse dem Hörer bekannt ist.

Diese Regel gilt jedoch nicht unbedingt. Sagen wir

(17) wenn Willy verheiratet ist, wird unzweifelhaft seine Frau sehr reich sein,

so wird die Existenz einer Frau, die mit Willy verheiratet ist, nicht behauptet, sondern bloss als Gedanke (proposition) dargestellt. In dieser Weise kann aber ein der-Gebilde oder damit gleichwertiger Ausdruck im Nachsatz des Bedingungsgefüges nur dann gebraucht werden, wenn der betreffende Gedanke schon irgendwie im Vordersatz ausgedrückt wird (und somit dem Hörer beim Hören des Nachsatzes schon bekannt ist). Wir haben

es in diesem Falle wirklich mit einer »secondary occurrence» einer Deskription zu tun.

»Secondary occurrences» besonderer Art begegnen in dass-Sätzen, die von Verben des Glaubens und Sagens abhängen. Wir setzen folgenden Fall: Willy hat A und B mitgeteilt, dass er einen Onkel in Amerika hat. A und B sind sich aber darüber einig, dass dieser Onkel gar nicht existiert. Wenn A nun zu B sagt

(18) Anna glaubt, dass Willys Onkel in Amerika ihn nächstes Jahr besuchen wird,

so behauptet er nicht die Existenz eines solchen Onkels, wohl aber, dass Anna an die Existenz dieses Onkels glaubt. Man könnte nun meinen, dass in solchen Fällen nie die Existenz eines Gegenstandes mit den durch das der-Gebilde angegebenen Eigenschaften, sondern immer nur das Denken an die Existenz eines solchen Gegenstandes behauptet wird. Dies ist jedoch nicht der Fall. Wir nehmen an, dass Müller von Fischer sagt: »Ich glaube, dass Fischer ein sehr tüchtiger Buchhalter ist». A, der dieses gehört hat, kann nun diese Auffassung Müllers in folgender Weise wiedergeben:

(19) Müller glaubt, dass Annas Verlobter ein sehr tüchtiger Buchhalter ist,

und zwar kann er dies auch dann, wenn er genau weiss, dass Müller von der Verlobung Annas mit Fischer gar keine Ahnung hat. Wir ersehen daraus, dass der Wert definiter Deskriptionen in dass-Sätzen dieser Art auf rein sprachlicher Grundlage nicht bestimmbar ist, oder mit anderen Worten, dass die Beziehung der definiten Deskription des Satzes (19) auf nicht-Psychisches sowie die Beziehung der Deskription des Satzes (18) auf nur-Psychisches, weder aus der Form der Deskription selbst, noch aus der Form der Sätze, in denen sie vorkommen, ersichtlich ist.

Das hier Gesagte ist nicht ohne Bedeutung für die viel erörterte, ihrer endgültigen Lösung aber immer noch harrende Frage nach der wahren Natur der »believe-Sätze». Carnap sagt in »Meaning and Necessity» S. 61 f.: »It seems that the sentence

»John believes that D» in S can be interpreted by the following semantical sentence: »There is a sentence S_i in a semantical system S' such that (a) S_i is intensionally isomorphic to »D» and (b) John is disposed to an affirmative response to S_i». Dem widerspricht nun die Tatsache, dass es im besagten Fall keinen Satz gibt, der mit dem dass-Satz von (19) »intensionally isomorphic» ist, und den Müller zu bestätigen bereit wäre.

Der oben festgestellte Tatbestand widerspricht auch einer von Russell (»An Inquiry into Meaning and Truth», S. 340) angeführten Theorie von N. Dalkey, der auch Russell selbst beizupflichten nicht abgeneigt ist. Russell sagt a. a. O. »the view is attractive, and may be right. According to this view, the words »that B is hot» [in dem Satze »A believes that b is hot»] do not really refer to B, but describe A's state.» Was aber den Satz (19) betrifft, so gibt es unter den angenommenen Umständen in Müllers psychischem Zustand nichts, was irgendwie dem Worte »Anna» entspräche; »Anna» bedeutet eben Anna, nichts mehr und nichts weniger, und Anna muss also irgendwie Bestandteil des ausgedrückten Sachverhalts sein. Ohne dass ich an dieser Stelle auf die Natur der hier erörterten dass-Sätze näher eingehen will, möchte ich jedoch auf Grund des bis jetzt Gesagten folgende Regel aufstellen: Unbeschadet des Wahrheitswertes des Ganzen kann in vielen Fällen in den von Verben des Glaubens abhängigen dass-Sätzen eine definite Deskription durch eine andere ersetzt werden, die denselben Gegenstand bezeichnet, dem Sinn nach aber von der ersteren verschieden ist, ohne Rücksicht darauf, ob die Person, die durch das Subjekt des verbum sentiendi vertreten wird, weiss, dass die beiden Deskriptionen denselben Gegenstand bedeuten.[8]

---

[8] Dagegen gilt auch in solchen Fällen unbeschränkt die Gebrauchsregel, dass bei Verwendung der der-Gebilde die Relation des *Hörers* zu ihrem Inhalt mit berücksichtigt werden muss. Der Sprecher wird immer annehmen, dass dem Hörer entweder die faktische Existenz der fraglichen Grösse oder ein irgendwie vorhandener diesbezüglicher *Glaube* bekannt ist. Wenn A von B annimmt, dass dieser von dem erdichteten Onkel nie gehört hat, wird er sich der Ausdrucksform (18) nicht bedienen können.

Wir haben bisher nur dem Punkte (2) a der Russellschen Übersetzung des Satzes (1) Beachtung geschenkt. Wir kommen jetzt zum Punkte (2) b, der besagt, dass durch die Deskriptionssätze nicht nur das Vorkommen eines Objekts mit den in Frage kommenden Eigenschaften, sondern auch die Einmaligkeit eines solchen Vorkommens behauptet wird. Dass Russell hinsichtlich dieses Punktes gewisse Bedenken gehegt hat, zeigt die Bemerkung in dem Aufsatz »On Denoting»: »»the» when it is strictly used involves uniqueness; we do, it is true, speak of »*the* son of So and So» even when So-and-So has several sons, but it would be more correct to say »a son of So-and-So». Thus for our purposes we take *the* as involving uniqueness». Nun mag Russell dabei an Sätze wie »he is the son of So-and-So» gedacht haben, wo in der Tat der bestimmte Artikel durch den unbestimmten in gewissen Fällen ersetzbar ist. Solche Sätze haben aber, wie wir später sehen werden, nicht existentialen Charakter. »is the son of» bezeichnet in diesen Fällen dasselbe wie »ist männlichen Geschlechts und von . . . gezeugt, bezw. geboren». Aber auch in anderen Fällen kommt es vor, dass der Sprecher weiss (und vom Gesprächspartner annimmt, dass auch dieser weiss), dass es *mehrere* Individuen gibt mit den durch die Deskription angegebenen Eigenschaften. Nun soll es dem Logiker unbenommen bleiben — ja seine Wissenschaft erfordert es geradezu — sich über diese Tatsache hinwegzusetzen mit den Worten »for our purposes we take *the* as involving uniqueness». Dem Sprachempiriker aber, der sich mit den harten Tatsachen herumschlagen muss, bleibt dieser Ausweg verschlossen.

Wir setzen den Fall, dass A weiss, dass Müller mehrere Söhne hat, und von B annimmt, dass diesem diese Tatsache bekannt ist. Es ist nun der Fall durchaus denkbar, dass A zu B sagt:

(20) Müllers Sohn ist gestern operiert worden.

Es kann dieser Fall z. B. dann vorliegen, wenn A annimmt, dass B weiss, dass Müllers ältester Sohn an einer schweren Blinddarmentzündung erkrankt ist, und dass der Gesundheitszustand der jüngeren Söhne nichts zu wünschen übrig lässt. Unter den an-

genommenen Umständen hätte A das, was er B mitteilen will, auch in folgender Weise ausdrücken können:

(21) Müllers ältester Sohn ist operiert worden.

Er sagt dies aber nicht, und wer den (nicht-sprachlichen) Zusammenhang nicht kennt, wird, was Müller und dessen Söhne anbetrifft, aus (20) nicht mehr entnehmen können, als was aus dem Satze

(22) ein Sohn Müllers ist gestern operiert worden

zu entnehmen ist. Durch den Gebrauch des Artikels bekundet A aber, dass er weiss, wer operiert worden ist, und dass er von B erwartet und wünscht, dass dieser, wenn er den Satz gehört hat, dasselbe wissen wird. Dagegen zeigt der Gebrauch des unbestimmten Artikels in (22), dass der Sprecher entweder nicht weiss, welcher Sohn operiert worden ist oder jedenfalls nicht beabsichtigt, den Hörer darüber aufzuklären. Die Eigenart der beiden Sätze erhellt 1. aus dem Umstand, dass der Hörer in beiden Fällen sinnvoll fragen kann »Welcher Sohn?», während der Sprecher auf diese Frage nur in letzterem Fall (22) sinnvoll antworten kann »das weiss ich nicht», und 2. daraus, dass der Hörer im Falle (20) sich immer veranlasst fühlen wird, besagte Frage an den Sprecher zu richten, wenn er sie von sich aus nicht beantworten kann, während das im Falle (22) zwar der Fall sein *kann,* aber nicht der Fall sein *muss.*

Ich habe oben gesagt, dass A durch (20) das, was er sagen will, nicht sprachlich zum Ausdruck bringt. Wir können infolgedessen auch nicht sagen, dass B, wenn er aus irgendeinem Grunde (20) dahin deutet, dass der jüngste Sohn operiert worden ist, sich einer *sprachlichen* Missdeutung schuldig gemacht; er hat lediglich eine sprachlich unvollständige Mitteilung falsch ergänzt. Den Mann, die konkrete Mitteilung — können wir sagen — hat er falsch verstanden, den sprachlichen Ausdruck *an sich* aber keineswegs.

Durchaus zutreffend äussert sich Strawson a. a. O. S. 328 mit Bezug auf die Mehrdeutigkeit der der-Gebilde: »Every one

knows that the sentence, »the table is covered with books» is significant and every one knows what it means. But if I ask, »What object is that sentence about?» I am asking an absurd question . . . Similarly, if I ask: »Is the sentence true or false?» I am asking an absurd question . . . The question is absurd because the *sentence* is neither true nor false any more than it is *about* some object. Of course the fact that it is significant is the same as the fact that it *can* correctly be used to talk about something and that, in so using it, some one will be making a true or false assertion».

Mit grosser Klarheit und Schärfe hat Strawson hier auseinandergesetzt, was es heissen soll, dass Sätze der erwähnten Art etwas *bedeuten*. Ergänzend können wir hinzufügen, dass seine Ausführungen nicht bloss auf diese sondern auf mehrdeutige Ausdrücke im allgemeinen zutreffen und überhaupt als eine Erläuterung des Begriffes »Mehrdeutigkeit» gelten kann.

Wenn Strawson auf der erwähnten Grundlage über die Russellsche Theorie gänzlich den Stab bricht, hat er aber zweierlei ausser Acht gelassen:

1. Strawson lässt die oben zitierte Bemerkung Russells »for our purposes we take *the* as involving uniqueness» gänzlich unberücksichtigt. Allerdings lassen die Ausführungen Russells an diesem Punkt an Klarheit zu wünschen übrig. Die Sache ist einfach die — um schon Gesagtes zu wiederholen — dass durch die der-Sätze auf rein sprachlichem Wege nur die Existenz *eines* Objektes mit den in Frage kommenden Eigenschaften behauptet wird. Der Fall (19) schliesst nicht aus, dass Müller mehrere Söhne hat, wohl aber, dass er keine hat. Die Tatsache, dass darüber hinaus von dem jeweiligen Hörer solcher Satzgebilde ein von Fall zu Fall wechselnder Inhalt in dieselben hineingedeutet werden soll, damit sie die ihnen im sprachlichen Verkehr zufallende Aufgabe lösen können, liegt ausser dem Bereich logischer Untersuchungen.

2. Der wesentlichste Einwand, der von sprachwissenschaftlicher Seite gegen den eben für den Sprachforscher sonst so aufschlussreichen Aufsatz Strawsons erhoben werden muss, ist aber

folgender: Das Russellsche Schema ist zwar als Übersetzungsformel für die der-Sätze der natürlichen Sprache nicht verwendbar, aber die Gedanken, die auf nicht rein sprachlichem Wege durch diese Sätze an den Hörer übermittelt werden sollen, sind nur in der von Russell angegebenen Weise analysierbar. Der Logiker Russell, den als solchen der Sprach*gebrauch* nichts angeht, gibt mit andern Worten dem Sprachforscher die Mittel in die Hand, die es ihm erlauben, den Gebrauch der der-Sätze erschöpfend und aus dem Grunde darzustellen. Über diesen Gebrauch wollen wir jetzt zusammenfassend und ergänzend folgendes sagen:

Dem Gebrauch der der-Sätze, d. h. Sätze von der Form »(der E_1) E_2»[9] liegen Gesprächssituationen zu Grunde, deren gemeinsame Eigenart etwa in folgender Weise charakterisiert werden kann: Der Sprecher glaubt vom Hörer, dass dieser folgendes weiss: 1. Es gibt ein x, das die Eigenschaft P besitzt. 2. Die Eigenschaft P kommt keinem anderen Gegenstand zu. Darüber hinaus weiss der Sprecher, dass x eine andere Eigenschaft E_2 besitzt. Der Sprecher wünscht den Hörer von dieser letzteren Tatsache in Kenntnis zu setzen. In vielen Fällen ist nun E_1 mit der erwähnten Eigenschaft P identisch, in anderen Fällen aber ist E_1 nur eine Teilkomponente von P. Sage ich z. B. »Müller hat das Kino seines Schwiegervaters gekauft», dann ist es möglich, dass es nur ein x gibt, dem die Eigenschaft »Kino von Müllers Schwiegervater» zukommt, aber es ist auch möglich, dass diese Eigenschaft zwei Kinos zukommt, einem auswärtigen und einem hiesigen, und dass der Sprecher letzteres gemeint hat. Im ersteren Fall ist E_1 mit P identisch, im letzteren Fall dagegen bloss eine Teilkomponente der Eigenschaft P (d. h. »hiesiges Kino von Müllers Schwiegervater»). Wenn der Sprecher bestrebt ist, eine Missdeutung seiner Äusserung durch den Hörer von vornherein auszuschalten, wird er als E_1 P wählen. Hat nun der Sprecher das Wissen des Hörers richtig eingeschätzt, so kann die Aussage in der Tat von diesem nicht falsch gedeutet werden.

[9] Als Werte für »E_1» und »E_2» können beispielsweise »author of Waverley», bzw. »was Scott» eingesetzt werden.

Dieses ist aber — und das ist für das Verständnis des Mitteilungsmechanismus in solchen Fällen ausserordentlich wichtig — nicht das Verdienst des sprachlichen Ausdrucks allein, denn dieser ist *an sich* mehrdeutig, sondern mit durch das vorherige Wissen des Hörers bedingt.

Die Mehrdeutigkeit der natürlichen Sprache kann nicht ohne weiteres als ein Mangel derselben angesehen werden. Der Preis für die an sich ideale Eindeutigkeit (das hiesse in diesem uns hier beschäftigenden Falle, dass das der-Gebilde der Bedingung der »uniqueness» genügen müsste) wäre eine kaum vorstellbare Umständlichkeit des sprachlichen Verkehrs. Dieser Preis wäre m. E. nicht nur für den sprachlichen Verkehr des Alltags, sondern auch für die meisten wissenschaftlichen Darstellungen bis tief in das Gebiet der exakten Wissenschaften hinein, unerschwinglich hoch.

Es gibt jedoch auch der-Gebilde, die absolut eindeutig sind. Sagt jemand

(23) Schulzes einziger Sohn ist gestern zum Militärdienst eingezogen worden,

trifft in diesem Fall die Russellsche Analyse nicht bloss auf das zu, was der Sprecher sagen *will,* sondern auch auf das, was durch den Satz tatsächlich ausgedrückt *wird.* Für das Wort »einzig» gilt aber die Gebrauchsregel, dass es nur dann gebraucht wird, wenn der Sprecher glaubt, dass dem Hörer die Existenz eines einzigen Sohnes Schulzes nicht bekannt ist. Glaubt der Sprecher, dass sein Gesprächspartner weiss, dass Schulze einen und nur einen Sohn hat, sagt er

(24) Schulzes Sohn ist gestern zum Militärdienst eingezogen worden.

»Einzig» ist vom Standpunkt des Sprechers aus in diesem Falle überflüssig und bleibt deshalb unausgesprochen. Aber nicht die Form des Satzes an sich, sondern nur das vom Sprecher vorausgesetzte vorherige Wissen des Hörers bewirkt, dass dieser die Äusserung richtig, d. h. im Sinne des Sprechers, versteht. An

sich schliesst ja die Form von (24), wie wir schon gesehen haben, die Möglichkeit nicht aus, dass Schulze zwei Söhne hat.

Eine zweite Gruppe von eindeutigen der-Gebilden, bilden gewisse Satztypen, die einen superlativischen Ausdruck enthalten. Statt (20) hätte unter den angegebenen Umständen A sich auch des Ausdrucks (21) bedienen können, und dieser Ausdruck ist absolut eindeutig. Allerdings lässt sich auf diesen Fall das Übersetzungsformular (2) von Russell nicht anwenden. (21) lässt sich nur in dieser Weise umschreiben:

(25) 1. Müller hat mehrere Söhne.
2. Es gibt ein x derart dass:
a. x ist ein Sohn Müllers.
b. Für alle Werte von y gilt: wenn y ein Sohn Müllers und mit x nicht identisch ist, ist x älter als y.
c. x ist gestern operiert worden.

Es gibt auch superlativische Sätze, die mehrdeutig sind. Als Beispiel mag gelten: »Der älteste Einwohner ist 106 Jahre alt». Diese Formulierung lässt die Frage offen, ob der älteste Einwohner ganz Deutschlands, der Ost- oder der Westzone oder irgendeines anderen Gebietes gemeint ist. Nur solche superlativische Ausdrücke sind eindeutig, die durch einen eindeutigen Genetiv oder einen damit gleichwertigen Ausdruck bestimmt sind.

Nicht immer wird durch der-Gebilde Existenz behauptet. Es gilt dies z. B. für Sätze vom Typ

(26) der König von Frankreich existiert.

Hier vertritt das Verbum »existiert» den Existentialoperator der logischen Sprache und die Worte »der König von Frankreich» die Satzfunktion »x ist König von Frankreich. Ausser x ist niemand König von Frankreich».[10] In (3) wird dagegen der

[10] Um die Darstellung nicht unnötig zu erschweren lasse ich im folgenden die den der-Gebilden anhaftende Mehrdeutigkeit unberücksichtigt.

Existentialoperator implizite durch die Worte »the king of France» ausgedrückt und diese fungieren somit nicht ausschliesslich als das Zeichen einer Satzfunktion. Oder um eine andere Sprache zu reden: Die Worte »der König von Frankreich» in (26) bezeichnen einen Begriff, dem durch das Verbum des Satzes das Prädikat »Existenz» beigelegt wird. Die entsprechenden Worte des Satzes (3) dagegen bezeichnen nicht einen Begriff, sondern behaupten, dass unter einen Begriff etwas fällt. Ausserdem wird durch (3) behauptet, dass diesem Etwas die durch die übrigen Worte des Satzes bezeichnete Eigenschaft zukommt. Zu beachten wäre noch, dass der Satz »Der König von Frankreich existiert nicht» im Gegensatz zu (12) wirklich eine Verneinung des durch den entsprechenden positiven Satz behaupteten Inhalts darstellt.

In gewissen Fällen bezeichnet das der-Gebilde eine Eigenschaft, die einem Gegenstand zu- oder abgesprochen wird. Betrachten wir die Frage

(27) wer ist der Besitzer der Y-Werke?.

Diese Frage kann in dreierlei Weise ausgesprochen werden: 1. Man kann durch die Betonung das Wort »ist» gegenüber den anderen Wörtern hervorheben und dabei eine kleine Pause zwischen den Wörtern »ist» und »der» einschalten . . . 2. Man kann »wer» betonen und dieses Wort von den anderen durch eine Pause trennen. 3. Man kann die Frage mit gleichmässiger Betonung und ohne Pausen aussprechen.

Der Sinn der Frage ist im Falle 1. der, dass der Hörer folgendes Formular ausfüllen soll

(28) es gibt ein x, derart dass:
a. x besitzt die Y-Werke.
b. Niemand anders als x besitzt die Y-Werke.
c. x ist . . .

Die Leerstelle ». . .» des Formulars kann durch einen Namen (»Dr. Fritz Weber»), durch eine definite Deskription (»der älteste Sohn von Dr. Fritz Weber») oder durch eine indefinite Deskription (»ein eingewanderter Deutschbalte») ausgefüllt werden. In

den beiden ersteren Fällen wird durch die Antwort die Identität zweier Grössen, im letzteren Fall die Zugehörigkeit einer Grösse zu einer Klasse festgestellt. Der Sinn der Deskription »der Besitzer der Y-Werke» ist genau derselbe wie in dem Satz »der Besitzer der Y-Werke ist tot». Vom Standpunkt der grammatischen Analyse aus würde man sagen, die Deskription sei in diesem Falle das Subjekt, und »wer» vertrete die Stelle eines Prädikats.

Der Sinn der Frage ist im Falle 2. der, dass der Hörer folgendes Formular ausfüllen soll:

(29) x besitzt die Y-Werke.
niemand anders als x besitzt die Y-Werke.

Die Leerstelle »x» dieser Satzfunktion kann durch einen Namen, eine definite oder indefinite Deskription ausgefüllt werden. Das Formular kann aber auch in der Weise ausgefüllt werden, dass der Satzfunktion der negierte Existentialoperator vorangesetzt wird. In diesem Fall lautet die Antwort im wirklichen Sprachverkehr: »Niemand» (eine Antwort, die berechtigt sein würde, wenn z. B. die Y-Werke eine Stiftung wären). Im Falle 2. wird der Grammatiker sagen, das Fragewort »wer» vertrete die Stelle eines grammatischen Subjekts. Weiter wird man sagen können, dass an die Stelle des Ausdrucks »ist der Besitzer der» die Worte »besitzt die» treten könnten. Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Aussprache 3. des Satzes (27) bewirkt, dass die Frage sowohl im Sinne der Aussprache 1. als im Sinne der Aussprache 2. gedeutet werden kann.

Ähnliche Fälle sind schon von dänischen Grammatikern mehrfach erörtert worden, jedoch ohne Kenntnis, auf jeden Fall aber ohne Berücksichtigung der Russellschen Deskriptionstheorie. Der namhafte Anglist und Sprachtheoretiker Otto Jespersen vergleicht in seiner »Logik der Sprache» (»Sprogets Logik», Kopenhagen 1913) die beiden Sätze

(30) Der älteste Schüler dieser Schule ist nicht mein Bruder.

(31) Mein Bruder ist nicht der älteste Schüler dieser Schule.

Nach Jespersen ist in (30) »der älteste Schüler», in (31) dagegen »mein Bruder» das Subjekt des Satzes. Nach Jespersen besteht nun der Unterschied zwischen Subjekt und Prädikat darin, dass das Subjekt das Speziellere und das Prädikat demgegenüber das Allgemeinere bezeichnet (S. 56. a. a. O.). Dieses trifft — behauptet Jespersen — auf (31) durchaus zu, denn in diesem Satz »bedeutet »mein Bruder» dasselbe wie »mein einziger Bruder» oder »mein Bruder, du wirst schon wissen welchen» (nämlich der, von dem gerade gesprochen wird, oder einer, der durch die ganze Situation hinlänglich bestimmt ist). Da das Wort somit ein bestimmtes Individuum bezeichnet, ist es spezieller als »der älteste Schüler dieser Schule» und hat deshalb als das Subjekt zu gelten» (S. 57). Letztere Behauptung Jespersens, dass die beiden in Frage kommenden Ausdrücke nicht in gleichem Masse »speziell» sind, scheint jeder Grundlage zu entbehren und bedarf nicht erst der Widerlegung. Richtig analysiert hat Jespersen dagegen den Satz (30). »Hier», sagt er, »haben die Worte »mein Bruder» die gänzlich unbestimmte Bedeutung »jemand, der in diesem Verwandtschaftsverhältnis zu mir steht», *wobei unentschieden bleibt, ob ich überhaupt Brüder habe.*» Die letzten von mir hervorgehobenen, von Jespersen aber mehr beiläufig ausgesprochenen Worte, treffen das Wesentliche an der ganzen Sache. Denn »Prädikat» nennt man in *solchen* Fällen immer das, was eine Eigenschaft bezeichnet, von der nicht behauptet wird, dass sie verwirklicht ist. Und was für den Ausdruck »mein Bruder» in den beiden Sätzen (30) und (31) gilt, gilt bei näherem Zusehen auch für den Ausdruck »der älteste Schüler», und muss auch für diesen Ausdruck gelten, wenn die auch von Jespersen angenommene Strukturgleichheit zwischen (30) und (31) gelten soll. Denn anschliessend an (31) können wir sagen, ohne dem Sinn dieses Satzes zu widersprechen: »Die Schule hat überhaupt keinen ältesten Schüler. Zwei genau gleichaltrige Schüler sind dort älter als alle übrigen Schüler». Ein solcher Zusatz wäre aber mit (30) nicht vereinbar.

Mit welchem Recht behaupten nun die Grammatiker, dass in dem Satz

(32) die Frau N. N.'s (a) ist die Alleinerbin P. P.'s (b)

a das Subjekt und b das Prädikat sei? Denn dieser Satz impliziert sowohl die Existenz einer Alleinerbin P. P.'s als die einer mit N. N. verheirateten Frau. (32) ist mit dem Satz

(33) die Frau N. N.'s (a) ist mit der Alleinerbin P. P.'s (b) identisch

äquivalent, und in diesem Falle sind die beiden Ausdrücke a und b für eine apsychologische Betrachtungsweise völlig gleichwertige Grössen. Der Gedanke liegt deshalb nahe, dass es möglich wäre, dem Verbum »ist» in (32) den Sinn »ist identisch mit» zu unterlegen, zumal eine solche Deutung die einzig mögliche ist in denjenigen Fällen, wo das Verbum zwei Eigennamen verbindet, vgl. das von Jespersen angeführte Beispiel: »Célestin ist Floridor, und Floridor ist Célestin». Dass aber trotzdem (32) a und (32) b sowie (32) b und (33) b nicht gleichartige Gebilde sind, geht daraus hervor, dass die Verneinung der beiden Sätze in der Alltagssprache nicht die gleiche Bedeutung hat. Sage ich: »Es ist nicht der Fall, dass die Frau N. N.'s mit der Alleinerbin P. P.'s identisch ist», so behaupte ich gleichzeitig, dass die Frau N. N.'s und die Alleinerbin P. P.'s existieren. Verneine ich dagegen in derselben Weise (32), dann wird nur die Existenz der Frau N. N.'s behauptet. Ob es eine Alleinerbin P. P.'s gibt oder nicht bleibt dahingestellt. Es ist daher vom Standpunkt der Grammatik aus berechtigt, (32) b als das Prädikat des Satzes zu bezeichnen. Vom Standpunkt der Logik aus gesehen bezeichnen die Worte »ist die Alleinerbin» eine Relation, und die genetivische Endung »-s» in Verbindung mit der Worstellung gibt die Richtung dieser Relation an. Die logische Form von (32) ist daher: »Definite Deskription : Relationsausdruck : Eigenname», die Form von (33) dagegen: »Definite Deskription : Relationsausdruck : definite Deskription». Wenn wir den Inhalt von (32) und (33) in Sätzen von der eben erwähnten Form zum Ausdruck bringen und diese verneinen, sind die verneinten Sätze, im Gegensatz zu den entsprechenden Sätzen des Alltags, ähnlich wie (32) und (33) auch gleichbedeutend. Es muss als ein Mangel

oder vielmehr als ein Schönheitsfehler der natürlichen Sprache angesehen werden, dass Verneinungen von Sätzen, die Gleiches über die Wirklichkeit aussagen, nicht immer selbst gleichwertig sind. Dies beruht in diesem Falle darauf, dass, wie wir schon gesehen haben, von der Verneinung eines Satzes, der definite Deskriptionen enthält, nicht der ganze Inhalt desselben betroffen wird.

DISCUSSIONS

Some remarks on Halldén's paper »What is a word?». By *Erik Götlind* (Uppsala).

In his interesting paper on the problem of the logical content of the term »word» Hallden makes the assertion that the following expression (1) gives the logical content of the term »word» in its proper use:

»z is a word = Some y and u are such that ySu and such that

$(\imath x)\ (xSy)_S$ stands in S to z» (1)

where S is a relation of structural similarity and »$(\imath x)\ (xSy)_S$» denotes every entity x for which it holds that x stands in the relation S to y, and for which it also holds that every entity v which has the relation S to y has the relation S to x.[2]

If I have not misunderstood the author he does not mean (1) to express a proposal for a new way to use the term »word». His meaning is that (1) at least shall not have consequences which give what is denoted by the term »word» properties inconsistent with properties which what is denoted by the term »word» has in normal and »proper» usage. I am going to put forward the contention that it is very difficult to reconcile some of the properties which the content of »word» as it is given in (1) seems to have with some of the properties which we are ready to ascribe to what we mean by »word» when the term occurs in normal speech.

The arguments which will be given will amount to saying that definition (1) is too wide if S is a relation of structural similarity not defined through enumeration of the elements in its range or in some extensive way, and that it is unnecessarily complicated if S is given through an extensive definition. In both cases the definition of a cer-

[1] Sören Halldén, »What is a word?» *Theoria* Vol. XVII, 1951, p. 46.

[2] *Op. cit.* pp. 52—53.

tain word as the entities which are denoted by »$(\iota x)\ (xSH)_S$», where H is a certain grapheme or phoneme, will be to narrow, or at any rate more narrow than the author says it is.[3]

1. The properties of the relation S are not given in the paper with such exactness that it is possible for us to decide whether S is reflexive or not. In the following it will be assumed that S is reflexive. What sort of thing could it be which stands in S to something but not in S to itself, if S is a relation of structural similarity? It will also be assumed that S is symmetrical, and the reason for this will be given later.

a. In this case we have that an entity z which stands in S to itself must be a word, because some y and u are such that ySu, in this case zSz, and we know that whatever entity »$(\iota x)\ (xSz)_S$» denotes, this entity must have the relation S to z; hence the conditions given in (1) for z to be a word are fulfilled.

But it is also the case that if z is a word z stands in the relation S to itself, because something stands in S to z if z is a word according to (1), and as S is reflexive z must stand in S to z. We then have

»z is a word if and only if zSz holds» (2)

which can be used as a definition of the term »word».

Now the question arises, as to what entities stands in S to themselves. According to the definition of graphemes and phonemes,

»x is a grapheme or phoneme = Some z is such that xSz holds».[4] (3)

So the entities which stand in S to themselves are just graphemes and phonemes and only graphemes and phonemes, because if there is some z such that xSz holds we know at once that x is a grapheme or phoneme and if x is such that there is a z so that zSx holds, then we know (S is reflexive) that xSx holds and (3) can be applicated. We can then write (2) in the following form:

»z is a word if and only if z is a grapheme or phoneme» (4)

From (4) we learn that every grapheme and every phoneme is a word. Both what are called words and what are called graphemes and phonemes depend on how we determine S. Although it is not unnatural to say that a material thing like a cow or a chair can stand in some relation of structural similarity to other cows and chairs, we must obviously exclude such entities from the range of S because I do not think any »proper» use of the term »word» would admit us to call cows and chairs words.

---

[3] P. 51.

[4] P. 53.

Ordinary graphemes such as some of the combinations of signs occurring in this sentence and ordinary phonemes such as some of the accoustic events you can hear when listening to B.B.C. on the radio must be included in the range of *S* however. But if *S* is not extensively defined it is hard to see how we can avoid including even drawings and songs in the range of *S*, because why should we allow *S* to hold between calligraphically refined Chinese signs used in writing but not between slightly altered figures which do not denote anything in particular and which are put down only for the sake of the estetic feeling they give us. Or why should we allow *S* to hold between Sanscrit texts which are sung but not between songs without words or without accoustic parts that denote something? But this would lead to the unwanted consequence that drawings by Daumier and songs by Beethoven are graphemes or phonemes and hence also words. Of this is seen that we must in some way limit the range of *S*, and this can be done in various ways; for instance, through postulating a semantic condition to be fulfilled by every entity which is an element in the range of *S*, or through some entirely conventional method of limiting the elements in question. The latter method will be briefly discussed at the end of this paper.

b. Let us now try to justify our three conditions: (i) that *S* is reflexive (ii) that *y* and *u* in (1) can be the same entity as *z* and (iii) that *S* is symmetrical.

(i) If *S* were not reflexive it might be that some entity *r* which was structurally very unlike every other entity did not stand in *S* to itself nor in *S* to any other entity, and hence could not be a word (according to (1)), but that *r* did stand in *S* to a copy *r'* when we made one and therefore began to be a word from the time when the copy came into being. If Swift had died after writing down the cryptic signs »yahoo» and »houyhnhn» and no one had reproduced them, it might have been the case that these two signs did not count as words or graphemes, (if they were examples of signs which did not have the relation *S* to themselves) but that they would begin to be words and graphemes as soon as someone did reproduce them. If we wish to be sure that such cases do not occur we have to assume that *S* is reflexive. I do not think it is in accordance with any proper use of the term »word» to say that some signs would not be words if they had no copies but that some signs would be words even of they had no copies (if they happend to have the relation *S* to themselves). The number of copies cannot be relevant for the question of whether a sign is a word or not.

(ii) The same thing happens if some of *y* or *u* must be another entity than *z* in (1) as happened if *S* was not taken to be reflexive. In this case a sign *r* which does not have any copy which stands in the relation

S to it, and does not have any copy to which it stands in the relation S cannot be a word in spite of the fact that it stands in the relation S to itself and is a grapheme — if z in (3) may be identical with x — because y is different from r and as ySy holds x in (1) may be y but ySr does not hold. If z in (3) must be another entity than x we have that r is not even a grapheme. We cannot accept that there must be at least one sign resembling a certain other sign before we are allowed to call that other sign a word.

(iii) In the case where S is not symmetrical, the consequences are of another type. As (1) and (3) are formulated it is not necessary that the entities which are words should also be graphemes or phonemes, because (3) says that x is a grapheme or phoneme if and only if there is some entity which x has the relation S to, but in (1) it holds that if x is a word some entity must have the relation S to x and it is not necessary that a word has the relation S to any entity. It might be that the domain and the converse domain did not contain any element in common, and in this case no grapheme and no phoneme would be a word. But this can be avoided by a slight alteration in (3). We only need to substitute »zSx» for »xSz». If S is reflexive and z and x in (3) may be the same entity, we need not make the substitution in question, because we then always have xSx and can say both that some entity has the relation S to x and that x has the relation S to some entity, and hence every word must also be a grapheme or a phoneme.

We must, however, postulate that S is symmetrical if we are to be sure that two expressions »$(\imath x)$ $(xSH)_S$» and »$(\imath x)$ $(xSG)_S$» do not denote different entities, because if GSH holds but not HSG it may be the case the first expression denotes G and H but the second not more than G of these two entities. G and H would then both be instances of the word H but not both instances of the word G. I cannot see that this accords with any »proper» use of the term »word» or of expressions of the type »the word W».

2. Another difficulty is connected with the question of S's transitivity. If S denotes a relation of structural similarity between percepts it can scarcely be transitive. Suppose we have a series of graphemes for which it is certain that the first term does not stand in S to the last term, which is of a very different shape from the first, and suppose that the difference between any two consecutive terms is imperceptible, so that we have to say that S holds between any two consecutive terms. Let the series be so long that when we take a term in the middle of the series this term does not stand in S to the first term and not in S to the last term in the series.

If y is one of these terms in the middle of the series, we have that y is denoted by the description »$(\imath x)$ $(xSy)_S$» and hence fulfils the condi-

tion for being the word y given by the author.[5] But it is also the case that this description does not denote more entities than y, or perhaps some which are very nearly identical in structure to y, but certainly not all the entities which stands in S to y, even if they resemble y very much. This means that the description »$(\iota x)\ (xSy)_S$» cannot express the same as the expression »the word y» in its normal sense.

The reason for this is the following. We know with certainty that »$(\iota x)\ (xSy)_S$» denotes y because ySy holds and y has the relation S to everything which has the relation S to y. But the question now arises whether there are any entities beside y which are also denoted by the description. If v is such an entity, it must be the case that v stands in S to y and that v stands in S to every entity which stands in S to y. (It can be so formulated because S is assumed to be symmetrical.) The entities which stand in S to y are a lot of terms in the series on both sides of y.[6] If v is on one side of y, v does not have the relation S to the terms on the other side of y which are most remote from y, except perhaps when v is nearly structurally identical with y. Hence the description »$(\iota x)\ (xSy)_S$» perhaps denotes nothing more than the graphemes which have exactly the same shape as the grapheme y, and cannot be said to express the logical content of the expression »the word y» because this expression denotes many entities. The actual object of the investigation, however, was just to find an expression which like »the word y» in the normal sense of this expression denoted entities varying in shape but having a certain structural similarity.

I cannot see that we can save transitivity for S by talking about structural similarity between physical occurrences and not between percepts. That depends on the fact that as soon as we take S to mean something which is not structural identity but something which allows a finite structural dissimilarity, say h, between two entities standing in S to each other we can have, if the range of S is sufficient wide, a series of entities a, b, c, d for which it holds that every term stands in S to the next, aSb, bSc and so on, but that a does not stand in S to d. This is the case, for instance, if the greatest dissimilarity between a and b is $^1/_2$h, between b and c $^1/_2$h and between c and d also $^1/_2$h, and if the differences are in the same direction so that we can add them together and get that in some respect there is a dissimilarity between a and d with a magnitude of $^3/_2$h and that therefore a cannot stand in the relation S to d.

3. I have no definite opinion about the correct analysis of the term »word» or the expression »the word W». However it seems not impossible that the graphemes we call instances of a certain word W are all

---

[5] P. 51.

[6] The terms in the series are ordered according to their structural similarity.

structually centred around a certain shape or a certain group of shapes if we allow many styles, and which are these central shapes is a matter of convention. It is perhaps the case that all instances of a certain word *W* stands in a relation of structural similarity to graphemes with a certain shape, here called central shape, *W'* but that not every grapheme or phoneme which stands in this relation to an instance of the word *W* is itself an instance of the word *W*. Let us call a grapheme with a central shape a central grapheme. How similar a grapheme must be to a central grapheme in order to be called an instance of the same word as the central grapheme is an instance of is something which I think varies according to many factors: for instance, how similar the central grapheme is to the most structurally similar of other central graphemes constituting other words. If a certain central grapheme *W* is very structurally dissimilar from any other central grapheme, a grapheme *V* may be very disimilar from *W* but may nevertheless be regarded as an instance of the same word as *W* is regarded as being an instance of. Exactly where in a series of gradually changing graphemes leading from *W* to another central grapheme *V* we can no longer say that we have to do with the same word as *W* is, I suppose, a question we cannot decide because of the vagueness of expressions like »the word *W*». But of some of the terms in the series, we can say without hesitation that they are not instances of any word, and of some others that they are instances of *W* and of yet others that they are instances of *V*. Where the limiting cases are placed in the series is wholly a matter of convention.

4. Perhaps, by an extensive definition of *S* we can avoid the difficulty previously mentioned, that drawings and pieces of music are words according to (1). We can make an enumeration of the elements in the domain of *S* and because of the symmetry of *S* we can state that the converse domain is identical with the domain. We can also state that *S* is reflexive and symmetrical. With these assumptions, which are fewer than those we have to make if we define *S* by an enumeration of every pair of entities between which *S* holds (every part of the enumeration is regarded as an assumption), the terms »grapheme» and »phoneme» as defined in (3) can denote which entities we please, for instance, these entities which are commonly called »graphemes» and »phonemes».

But in this case it seems as if we could dispense with *S* entirely. If we point out everything which we want to be contained in the range of *S*, and these entities are just those entities which we also want to call graphemes and phonemes, the use of *S* in (3) seems to be superfluous. Why should we make an enumeration of all graphemes and phonemes in order to define *S* and then use *S* in our definition of »grapheme» and »phoneme», when we have only to say that *x* is a grapheme or a phoneme if *x* is contained in the enumeration?

For similar reasons it seems that we could dispense with S in the definition of a given word W. Which of the graphemes in a series of graphemes slowly changing in structure and containing W we want to call instances of the same word as we regard W as an instance of is a matter of convention. We have to point out the limiting cases in the series in order to know which entities there are (in this series) which can be regarded as instances of the word in question. But this can be done without the use of S. We can perhaps say that the instances of the word in question are all the graphemes which are not more structurally unlike a certain grapheme (central grapheme) than the limiting cases. Here we have a sort of relation of structural similarity, but it is not of the same sort as S. It is a relation (if it is regarded as a binary relation) between differences in structure, not between graphemes or phonemes.

Furthermore, if we really want to obtain a correspondence between what »$(\iota x)\ (xSy)_S$» denotes and what the expression »the word y» can be said to denote when properly used, we are forced to enumerate the pairs between which S holds, and in this enumeration we must take into account such conventional phenomena as the distribution of shapes we say belong to different words, and so on. We are then faced with the following difficulty. Suppose that »$(\iota x)\ (xSy)_S$» denotes the entities x_1, x_2, . . ., x_n (among which y is one) and that some x_i, say x_1, stands in the relation S to an entity z which does not stand in the relation S to every x_i. Let us suppose that x_a is one of these entities which z does not have the relation S to. In that case, if we replace y by x_1 we get an expression »$(\iota x)\ (xSx_1)_S$» (which can be read »the word x_1») which does not denote x_a because not every entity which stands in S to x_1 also stands in S to x_a; we have zSx_1 but not zSx_a. Hence we have the same unacceptable situation as under 1, b, iii.

If we want to avoid this situation we must postulate that the entities in our enumeration are such that each of them belongs to a group of entities such that (a), S holds between every binary combination of entities from the group, and (b), no entity belonging to the group stands in S to any entity not belonging to the group. This means that we first points out in our enumeration defining S certain groups of entities (and this may be done already in the enumeration of the domain of S because S is symmetrical) and say that (a) and (b) above hold for them, and then use the fact that S holds as it does in certain ways in these groups just to separate these groups from the other entities, each group containing instances of one and only one word. Why not abandon the use of S and say that each group pointed out in the enumeration contains the instances of one word?

And in the end, S does not nead to appear in a definition of what is meant by the term »word». If we use the result of the above discussion

of the expression »$(\iota x)\ (xSy)_S$», we can rewrite (1) in the following way: »z is a word$=z$ belongs to one of the groups pointed out in the enumeration», and because every entity which is contained in the enumeration also belongs to one of the groups, it is equivalent to: »z is a word$=z$ is contained in the enumeration». Perhaps this definition is the best one we can get in this connection, and perhaps it reveals all the formal conditions fulfilled by all words (in any proper sense of the term »word»), apart from those conditions which are trivial such as those referring to various relations of similarity in which entities stand to themselves, and so on, or those which are invented by ourselves through laborious extensional definitions.

Zu den triadischen bivalenten Aussagefunktoren. Von *Albert Menne* (Attendorn/Westf.).

In seinem Versuch »Charakteristik einer ternären Logik» [1] weist Max Bense auf zweiwertige Aussagefunktoren mit 3 Argumenten hin. Nun ist es längst bekannt, dass man im 2-wertigen Aussagekalkül bei n Komponenten jeweils 2^{2^n} verschiedene Wahrheitswertfunktionen bilden kann, denen sich natürlich je ein eigener Funktor zuordnen lässt. Doch sind von den 4 möglichen monadischen bivalenten Funktoren nur Position und Negation praktisch bedeutsam und im Gebrauch, von den 16 dyadischen Konjunktion, Disjunktion, Implikation und Äquivalenz, evtl. noch die Rejektion (*FFFW*) oder die Exklusion (*FWWW*) zur Definition aller übrigen. Triadische Funktoren sind bisher noch in keiner mir bekannt gewordenen Arbeit verwandt worden, sondern alle Beziehungen zwischen 3 Aussagen werden gewöhnlich mittels monadischer und dyadischer Funktoren dargestellt. Bense spricht deswegen von »binärer» Logik (von der Negation sieht er ab). Er stellt ihr eine »ternäre» Logik gegenüber, für die er die Existenz »elementarer ternärer Operationen oder Verknüpfungen» behauptet; ihr Wahrheitswert »hängt gleichzeitig von den Wahrheitswerten dreier Elemente ab, ohne dass natürlich die Verknüpfung aus binären Verknüpfungen bestimmt ist», sondern sie ist »stets eine nicht aus andern Verbindungen zusammengesetzte und also reduzierbare». Diese Verknüpfungen sollen durch eine 8-stellige Wahrheitswerttabelle gekennzeichnet sein. Nun gibt es genau 256 verschiedene Möglichkeiten für eine solche Matrix entsprechend den 2^{2^3} triadischen bivalenten Funktoren; — doch alle diese lassen sich durch monadische und dyadische Funktoren darstellen. Benses »elementare ternäre Verknüpfungen» bilden also eine Nullklasse und besitzen mithin dieselbe

[1] Theoria XVI, 1 p. 78—81.

Bedeutung für die Logik wie viereckige Kreise und Städte, die nördlich von sich selbst liegen.

Der Beweis für die Reduzierbarkeit ist sehr einfach: Sobald die Matrix eines triadischen Funktors bekannt ist, erhält man dessen »binäre» disjunktive Normalform, indem man die einem »*W*» der Matrix entsprechende Wahrheitswertverteilung der Argumente durch diese selbst (für *W*) oder ihre Verneinung (für *F*) darstellt und durch Konjunktion verbindet. Aus den so zu jedem »*W*» der Funktormatrix sich ergebenden dreigliedrigen Konjunktionen ist die Disjunktion zu bilden. Als Beispiel möge das für die Bense'sche »Tri-Äquivalenz» geschehen mit der Matrix »*WFFFFFFW*». Dem »*W*» an erster Stelle entspricht die Wertkombination »*WWW*», mithin »$p \wedge q \wedge r$», dem »*W*» an letzter Stelle »*FFF*», mithin »$p \wedge q \wedge \bar{r}$». Die »binäre» Reduktion der »Tri-Äquivalenz» ist also: »$p \wedge q \wedge r \vee \bar{p} \wedge \bar{q} \wedge \bar{r}$». Auf Grund der Definition der dyadischen Äquivalenz lässt sich hierfür auch kürzer schreiben: »$p \leftrightarrow q \leftrightarrow r$».

II

Wenn so auch gezeigt ist, dass es keine »ternäre Funktion» im Bense'schen Sinne gibt, da die triadischen Funktoren reduzibel und mithin prinzipiell entbehrlich sind, so heisst das doch nicht, dass sie keinerlei Wert besitzen. Auch Negation, Konjunktion, Disjunktion, Implikation und Äquivalenz sind reduzibel auf die Sheffer'sche Funktion »$p|q$» und somit entbehrlich, besitzen aber als zeitsparende, übersichtliche Abkürzungen trotzdem grossen praktischen Wert. Es würde nun zu weit führen, alle 256 triadischen bivalenten Funktoren aufzuzeigen und zu untersuchen, doch soll, um auch etwas Positives beizutragen, wenigstens ein kurzes Streiflicht darauf geworfen werden.

Fassen wir alle Funktoren, die sich durch Verneinung oder Vertauschung von Argumenten auseinander ergeben, in eine Gruppe zusammen, so erhalten wir bei den 16 dyadischen Funktoren 6 solche Gruppen: Antilogie, Tautologie, 4 Konjunktionen, 4 Disjunktionen (darunter die Implikation), 4 Minimalaussagen, Äqui- und Contravalenz. Die triadischen Funktoren dagegen zerfallen in 22 Gruppen mit je 1—36 Gliedern. Definieren wir die Konjunktion allgemein als »diejenige Funktion, die stets dann und nur dann wahr ist, wenn sämtliche Argumente wahr sind», so hat die triadische Konjunktion »$F^3_{b\,1}(p, q, r)$» die Matrix »*WFFFFFFF*». Die Gruppe der Konjunktionen (der der Index »*b*» entsprechen soll) umfasst dann 8 Glieder, wobei das »*W*» in der Matrix jeweils um eine Stelle weiter nach hinten rutscht. Nennen wir die Disjunktion »diejenige Funktion, die stets dann und nur dann falsch ist, wenn sämtliche Argumente falsch sind», erhalten wir für die triadische Disjunktion »$F^3_{y\,1}$ (p, q, r)» die Matrix »*WWWWWWWF*», aus der sich durch Verschie-

ben des »*F*» nach vorn ebenfalls eine Gruppe (gekennzeichnet durch den Index »*y*») mit 8 Gliedern aufbauen lässt. Von diesen entspricht z. B. das siebte mit der Matrix »*WFWWWWWW*» der Funktion »$p \wedge q \rightarrow r$» oder »$p \rightarrow (q \rightarrow r)$», d. h. der Implikation mit 2 Prämissen, die sich also abkürzen liesse: »$F^3{}_{y_7}(p, q, r)$».

Doch lassen sich auch Ausdrücke aufzeigen, bei denen der triadische Funktor einen Ausdruck erheblich verkürzt. Wird z. B. verlangt, dass von drei Aussagen genau eine beliebige wahr sei, so ergibt diese Bedingung in üblicher Schreibweise: »$p \wedge \bar{q} \wedge \bar{r} \vee \bar{p} \wedge q \wedge \bar{r} \vee \bar{p} \wedge \bar{q} \wedge r$», triadisch dagegen: »$F^3{}_{g_1}(p, q, r)$» mit der Matrix »*FFFWFWWF*». Der Bedingung, »die erste Aussage soll genau dann wahr sein, wenn die zweite und dritte äquivalent, genau dann falsch, wenn die zweite und dritte contravalent seien», soll die Funktion »$F^3{}_{r_1}(p, q, r)$» genügen mit der Matrix »*WFFWFWWF*». Werden nur monadische und dyadische Funktoren zur Umschreibung verwandt, ergibt sich: »$p \wedge q \wedge r \vee p \wedge \bar{q} \wedge r \vee \bar{p} \wedge q \wedge \wedge r \vee \bar{p} \wedge \bar{q} \wedge \bar{r}$» oder abgekürzt: »$p \wedge . q \leftrightarrow r : \vee : \bar{p} \wedge . q \succ\!\!-\!\!\prec r$».[2]

III

Von allgemeinem Interesse ist vielleicht noch, dass die vier monadischen und 16 dyadischen Funktoren als Spezialfälle in den 256 triadischen enthalten sind, ähnlich wie Negation und Position in den dyadischen Minimalaussagen, die ja nur von einem Argument abhängen. So liefert die Matrix »*FFFFWWWW*» die Negation, da sie nur von »$\bar{p}$» abhängt, die Matrix »*WWFFFFFF*» die dyadische Konjunktion, da sie nur von »$p \wedge q$» abhängt, usf. Da nun die Tautologie, die monadisch als Matrix »*WW*», dyadisch »*WWWW*», triadisch »*WWWWWWWW*» und die Antilogie, die »*FF*» usf. hat. von gar keinem Argument abhängen, sollte man sie als oudenadische Funktoren den monadischen systematisch noch vorangehen lassen.

Die niederen Funktoren sind aber noch auf eine zweite Weise in den höheren enthalten: Setzen wir in einem triadischen Funktor zwei Argumente gleich, so erhalten wir einen dyadischen, setzen wir drei gleich so erhalten wir einen monadischen Funktor. So ergibt sich aus der triadischen die dyadische Konjunktion: »$F^3{}_{b_1}(p, q, q)$» ist synonym mit »$p \wedge q$», entsprechend »$F^3{}_{y_1}(p, q, p)$» mit $p \vee q$» usf., »$F^3{}_{b_1}(p, p, p)$» mit »p», »$F^3{}_{r_2}(p, p, p)$» mit »$\bar{p}$» usf.[3]

Wie es nun zwei dyadische Funktionen gibt, die dadurch ausgezeichnet sind, dass mit einer von ihnen allein alle übrigen dyadischen und

[2] » $\succ\!\!-\!\!\prec$ » soll die Contravalenz, die Verneinung der Äquivalenz, bezeichnen, $p \succ\!\!-\!\!\prec q = df\ p \leftrightarrow \bar{q}$.

[3] $F^3{}_{r_2}$ hat die Matrix »*FWWFWFFW*».

monadischen definiert werden können, so gibt es auch 61 triadische Funktionen, von denen jede einzelne ausreicht, um sämtliche 2^8triadische, 2^4dyadische und 2^2monadische zu definieren. Es gilt z. B.:

$$F^3{}_{b8}(p, p, p) \longleftrightarrow \bar{p}$$ [4]
$$F^3{}_{b8}(\bar{p}, \bar{q}, \bar{q}) \longleftrightarrow p \wedge q$$

Mit Konjunktion und Negation aber können die übrigen dyadischen und monadischen Funktionen definiert werden und mit deren Hilfe (z. B. durch disjunktive Normalform, wie oben unter I gezeigt) sämtliche triadischen.

Das in diesem Abschnitt gesagte lässt sich für jedes n-adische System zeigen ($n > 1$), d. h. es gibt in jedem polyadischen System $2^{(2^n-2)} - n$ Funktionen, von denen jede allein ausreicht, um sämtliche Funktionen dieses Systems sowie aller Systeme mit kleinerer oder grösserer Argumentenanzahl herzuleiten. Das dyadische System ist ausgezeichnet als kleinstes dieser Systeme, denn es gibt keine formale Möglichkeit aus dem monadischen ins dyadische oder aus dem oudenadischen ins monadische zu gelangen.

IV

Schliesslich sei noch darauf hingewiesen, dass triadische Funktionen zwar durch monadisch-dyadische Funktionen umschrieben werden können, dass aber nicht deshalb Eigenschaften von dyadischen Funktoren, die sich bei der Anwendung auf 3 verschiedene Komponenten zeigen, triadische Funktoren sind, wie Herr Bense fälschlich meint bezüglich der »Assoziation».[5] Diese ist überhaupt kein Funktor, sondern A s s o z i a t i v i t ä t ist nur die E i g e n s c h a f t bestimmter Funktoren, und zwar bei dyadischen Funktoren, wenn gilt »$(pFq)Fr \longleftrightarrow pF(qFr)$»; zu dem Funktor »$F$» gehören zwar jeweils nur zwei Argumente, doch da insgesamt 3 verschiedene Komponenten vorkommen, muss die Assoziativität in einer 8-stelligen Matrix geprüft werden. Natürlich können auch triadische Funktoren assoziativ sein, und zwar wenn gilt:

$$F^3{}_{c1}(F^3[F^3(p, q, r), s, t], F^3[p, F^3(q, r, s), t], F^3[p, q, F^3(r, s, t)])$$ [6]

oder, wie unter I hergeleitet:

$$F^3[F^3(p, q, r), s, t] \longleftrightarrow F^3[p, F^3(q, r, s), t] \longleftrightarrow F^3[p, q, F^3(r, s, t)]$$

Es besteht hier also eine Tri-Äquivalenz, die wegen der 5 verschiedenen Komponenten in einer 32-stelligen Matrix geprüft werden könnte für die einzelnen triadischen Funktoren. Entsprechendes würde z. B. ebenfalls von der Transitivität gelten.

---

[4] $F^3{}_{b8}$ hat die Materix »*FFFFFFFW*».

[5] a. a. O. p. 81.

[6] $F^3{}_{c1}$ hat die Matrix »*WFFFFFFW*».

Revaluation of J. S. Mill's Ethical Proof. By *Peter Zinkernagel* (Copenhagen).

For the past fifty years, ever since Sidgwick,[1] it has been generally agreed by writers on ethics that John Stuart Mill has made a logical error of considerable magnitude in his famous proof of ethical ends. It has been alleged that Mill has inferred from the fact that each person seeks his own happiness the fact that each person seeks the general happiness. Such an interpretation of Mill's proof has always been difficult to accept because it has been incomprehensible how he could commit such an error. The very obviousness of this error, which has been duly exposed and commented upon by most textbooks on ethics makes the interpretation doubtful.

I propose to give here an interpretation of Mill's proof which should make it clear that not only did Mill not commit the error alleged but moreover that his »proof» contains elements of an ethical theory which, if properly developed, is not only possible, but perhaps the only one possible. I feel confident that I shall succeed in the first part of this task, indeed, to such an extent that the accepted interpretation becomes implausible and we shall be left with the problem how such an interpretation has been accepted by so many for so long.

About the second part I am more doubtful. This involves foundamental ethical issues, and Mill himself has not been entirely clear and free from ambiguity. In his book »Utilitarianism» he has given certain indications, of which the »proof» is a central one, but has not elaborated these indications sufficiently to allow of only one interpretation. Again, I want to stress that this ambiguity applies not to the proof, which is quite clear, but to certain other passages in his work.

My interpretation will be found to be the more plausible, and would perhaps have been developed by Mill himself if he had witnessed the following discussion, but my arguments can only be arguments of probability because the fact remains that Mill has not been sufficiently clear and I am well aware of the ridicule easily befalling anybody who try to teach past masters how they ought to have thought.

On the other hand it is not proper to interpret vagueness on the part

[1] Henry Sidgwick's »Methods of Ethics» was published 1874, the year after Mill's death. It is well known that Sidgwick considered Mill as one of his masters. (See for instance preface to the sixth edition of »Methods of Ethics»). As he no doubt believed his objections to Mill's theory to be unanswerable he may have delayed publication of his work deliberately out of veneration for him. Whatever the reason the fact remains that Mill's proof was not critizised until after his death.

of some historical person as contradiction. Apparent contradictions are almost inevitable so long as a proper language for dealing with the specific problems has not been developed, and so long as the discussions necessary for developing such a language have not yet been held. Pointing out such superficial contradictions is, indeed, an easy but barren job.

Any attempt to grasp a general, if vague, trend of thought should be treated tolerantly, as one way toward historical understanding. I plead this defense the more boldly, as Mill himself has defended Locke along similar lines.[2]

Before proceeding directly to Mill's proof, I shall set out what I consider to be the basic ideas of Utilitarianism, because my views differ noticeably from those commonly accepted. I shall give them here without evidence, but I hope to prove them through a chain of arguments, starting with the »proof» itself as the weightiest.

Should anybody with some knowledge of ethics be asked, »What is the main idea of Utilitarianism?» his answer in most cases would be, »The aim of ethical rules and, indeed, ethical action at large, should be the procurement of the greatest happiness or, simply, that happiness ought to be the aim of ethical action».

With this proposition, I disagree somewhat strongly. I suggest that the fundamental idea behind utilitarian thinking is an idea of individuals as individuals, with definite desires and the right to have such desires satisfied.

The basic idea in Utilitarinism is that each individual qua individual, possesses a claim to have his desires satisfied, *just because he desires it so.* Compared to this fundamental thesis it is secondary and incidental that individuals, according to utilitarian thinking, desires happiness. When a Mill or Bentham looks at the world, the one fundamental fact is the existence of a large number of individuals, each striving to have his wishes fulfilled. (It is hardly necessary to point out how natural such a point of view must be to a legislator, as Bentham, or an educator, as Mill).

Should these wishes be fulfilled? Certainly. Why? Because the individuals want it so. What do they want above all? They want individual happiness. Therefore, the general happiness as the aggregate of individual happiness, in the plural, will have to be the aim of ethical rules of conduct, or as stated in the best known maxim of Utilitarianism: »The greatest amount of happiness to the greatest number». Until now, this maxim has been deliberately suppressed, because, even if it is often cited, the emphasis has, in my opinion, been misplaced.

[2] See Mill: Dissertations and Discussions, publ. 1859. vol. I »Professor Sedgwicks Discourse» p. 116. The paper was originally published in the »London Review» 1835.

Generally, Utilitarianism is considered to be an ethic of value, and the value to be realized is thought to be happiness, happiness in the greatest amount possible.

According to my view, the »amount of happiness» refers to individual happiness, not happiness in general. »happiness of the greatest number», namely, of individuals. So the neglected last part of the statement becomes essential to the meaning of the first part. Thus prepared, we will try to reread Mill's proof in detail, and afterwards we will discuss the critics of Mill, exemplified in the originator, Henry Sidgwick.

The first part of Mill's proof is a discussion on the meaning of ethical proof. According to Mill, to prove that something is ultimately desirable (desirable as an end) means to prove that it is actually desired. To give the reason for an ordinary act means to point out the wish prompting it; to give the reasons for laying down rules of conduct is to point out the wishes which shall be fulfilled if these rules are followed:

> »The only proof capable of being given that an object is visible, is that people actually see it. The only proof that a sound is audible, is that people actually hear it: and so of the other sources of our experience. In like manner, I apprehend, the sole evidence it is possible to produce that anything is desirable, is that people do actually desire it».
>
> (»Utilitarianism», chapter IV).

Already this part of Mill's proof has been grossly misunderstood. As an example of this, I shall cite G. E. Moore. To understand the proof properly it is necessary to remember that it appears as an answer to questions put in the preceding chapters about »ultimate ends» of ethics. The ultimate ends of ethics can, according to utilitarian doctrines, only be proved by referring to desires. In modern terms, we should say that it is meaningless to speak about »ends» independently of »wishes».

This, however, is only valid for ultimate ends. Let us return for a moment to the analogy with ordinary action. An ordinary action is not justified by merely pointing out the wish prompting it.

To be a reasonable act, it is indispensable that the action should lead, with some probability, to the fulfilment of the wish. The action is considered as a means for reaching the proposed end, and may accordingly be a bad or good means. It is useless to chew a stone for the purpose of satisfying hunger. From an utilitarian point of view, ethical rules are considered as a means for reaching the fundamental aim of satisfying individual wishes for happiness. To ask why those desires should be satisfied is, in Mill's opinion, just as absurd as to ask why one should eat when one feels hungry.

Those ethical rules are good which lead to the greatest possible fulfilment of individual wishes and the justification of any ethical act is

that it will, in all probability, lead to such fulfilment. A bad ethical act is an act which frustrates or, in all probability will eventually frustrate, such fulfilment. Good wishes are such wishes as lead to good ethical acts, which again lead to fulfilment.

In his »Principia Ethica», chapter III, More writes against Mill's identification of »desirable» and »desired», which, as I have just shown, is only valid for »ultimate ends».

> »'Desirable' does inded mean 'what it is good to desire'. But when this is understood, it is no longer plausible to say that our only test of *that,* is what is actually desired. Is it merely a tautology when the Prayer Book talks of *good* desires? Are not *bad* desires also possible? Nay, we find Mill himself talking of a 'better and nobler object of desire' (p. 10), as if, after all, what is desired were not ipso facto good, and good in proportion to the amount it is desired. Moreover, if the desired is ipso facto the good, then the good is ipso facto the motive of our actions, and there can be no question of finding motives for doing it, as Mill is at such pains to do.»

»A bad desire» is, for Mill, a desire leading to acts which in all probability will frustrate the ultimate end: Happiness to the individuals. Quite apart from ethical valuations in the narrower sense, it is in Mill's opinion possible to have bad desires. If the ultimate end of individual action is accepted as being that individual's happiness, the individual may easily posses desires which, in all probability, will destroy his chances of happiness. Each single act or desire is considered by Mill as a means for reaching the fundamental objective, namely happiness, and is bad or good as it tends to promote or hinder this happiness. Mill continues his proof in the following manner:

> »If the end which the utilitarian doctrine proposes to itself were not, in theory and practice, acknowledged to be an end, nothing could ever convince any person that it were so. No reason can be given why the general happiness is desirable, except that each person, so far as he believes it to be attainable, desires his own happiness. This, however, being a fact, we have not only all the proof which the case admits of, but all which it is possible to require, that happiness is a good: that each persons happiness is a good to that person, and the general happiness, therefore, a good to the aggregate of all persons.»
>
> (»Utilitarianism», chapter IV.)

This is the part of Mill's proof which has been most violently attacked. I have already given the main elements of my interpretation and shall

content myself with elaborating a few points. Just as individual happiness is a good to the individual, because he desires it, the general happiness is a good to the »aggregate of all persons».

The general happiness consists of individual happiness in the plural and accordingly is desired, if once it be granted that individual happiness is desired. — — »and the general happiness, *therefore,* a good to the aggregate of all persons».

To justify ordinary (ethically irrelevant) action is to point out the wishes prompting it and to make it probable that such action will lead to satisfaction.

To justify ethically relevant action as those acts which concern fellow creatures is to make it probable that such action will lead to satisfaction of the wishes of those concerned.

To justify ethical rules is to make it probable that the general acceptance of such rules will eventually lead to the happiness of those concerned, viz. the general happiness.

Mill himself says that the »fact» is that each individual desires his own happiness. Why should this desire be satisfied? Because the individual wants it so. How should this desire be satisfied? Through establishing rules of conduct which lead to the general happiness.

The individual can only have his desires satisfied if he learns to act for the common good. To him the general happiness is a means to his own individual happiness.

> »This, being, according to the utilitarian opinion, the end of human action, is necessarily also the standard of morality, which may accordingly be defined, the rules and precepts for human conduct, by the observance of which an existence such as has been described might be, to the greatest extent possible, secured to all mankind.»
>
> (»Utilitarianism», chapter II.)

Put this way it might seem that Mill's position was that everybody ought to seek the general happiness on selfish grounds. As Mill has repeatedly stated, utilitarian ethics do not imply such an selfish attitude but are, on the contrary, just as exacting as any other system toward the individual. A few remarks may usefully be made on this point.

What I have just said about the individual who ought to seek the general happiness must only be understood as the final justification of ethical rules. It does not imply anything about motives in their psychological aspect.

Mill distinguishes between the psychological aspects of the problem and its principles. Both out of inclination and out of psychological experience, Mill thought that the only way to make people act according to utilitarian standards was to educate them in a strong sense of duty

toward their fellow creatures, to make them feel it a duty to sacrifice their own happiness for the common good. Moreover he considers this unselfish attitude as a source of happiness in itself:

> »— — — they [namely the utilitarians] not only place virtue at the very head of the things which are good as means to the ultimate end, but they also recognise as a psychological fact the possibility of its being, to the individual, a good in itself without looking to any end beyond it; and hold that the mind is not in a right state, not in a state conformable to utility, not in the state most conducive to the general happiness, unless it does love virtue in this manner — as a thing desirable in itself, even although, in the individual instance, it should not produce those other desirable consequences which it tends to produce, and on account of which it is held to be virtue.»
>
> (»Utilitarianism», chapter IV.)

Compared to other systems of ethics, the distinguishing feature is the emphasis on the individual's right to happiness (so natural with legislators and educators) and the stressing of the point that the French meaning of »desirable» is the original one. This harmonizes beautifully with Mill's liberalistic attitude, his fight for the individual's right which must always involve restraint on some individuals.

Another distinctive feature is Mill's view on the »ought experience» which he treats as irrelevant as regards ethical proof although highly relevant from a pedagogical point of view.

Now for Mill's critics. Having asserted (quite rightly) that the utilitarian principle about »the general happiness being desirable» is put forward as a »directive rule of conduct», Sidgwick goes on:

> »But this proposition is not established by Mill's reasoning, even if we grant that what is actually desired may be legitimately inferred to be in this sense desirable. For an aggregate of actual desires, each directed towards a different part of the general happiness, does not constitute an actual desire for the general happiness, existing in any individual; and Mill would certainly not contend that a desire which does not exist in any individual can possibly exist in an aggregate of individuals.»
>
> (Henry Sidgwick: »Methods of Ethics», book III, chapter xiii, par. 5.)

Mill, in my opinion, would contend »that a desire which does not exist in any individual could exist in an aggregate of individuals». But I doubt if Sidgwick would contend that if a cow is wanted by someone

and a horse by someone else then both the horse and the cow are desired even if not by the same individual?

This would perhaps have been quite clear if Sidgwick had written »desires» instead of »a desire», but of course this little matter of grammar is only symptomatic. Sidgwick would never have committed this error had he not misunderstood Mill's reasoning.

Mill does not mean that each man ought to seek the general happiness because he desires the general happiness. Mill asserts that each man ought to seek the general happiness because he desires his own happiness.

The general happiness is a means to his own private happiness and it would not matter even if the general happiness had not been desired by anybody as an end (but it is by everybody in so far as it consists of individual happiness) so long as it ought to be wanted by everybody as a means.

Before discussing why Sidgwick misunderstood Mill I should wish to finish off his attack upon Mill in his own words:

> »There being therefore no actual desire-so far as this reasoning goes-for the general happiness, the position that the general happiness is desirable cannot be in this way established: so that there is a gap in the expressed argument, which can, I think, only be filled by some such proposition as that which I have above tried to exhibit as the intuition of Rational Benevolence.»
>
> (»Methods of Ethics», book III, chapter xiii, paragraph 5.)

To understand such grave misunderstandings as these, it is necessary to reflect upon the difference in the problems posed by Mill and Sidgwick.

For Sidgwick, the central problem of ethics is: given a situation where I may choose between different courses of action, how should I find the »right» one?

Or again if I feel one course of action to be the right one, how should I ground this feeling on a more general embracing principle?

To Mill, the problem is quite different. Given a group of individuals desiring their own happiness, which rules of conduct should be prescribed to let them realize this desire to the greatest extent possible? To him the »ought-experience» is a psychological fact, a product of education and other circumstances. Mill's problem is: What sort of »ought-experiences» should we develop in our young ones?

He considers Sidgwick's problem as a purely educational one. To the classical question: Why am I bound to promote the general happiness if my own happiness lies in something else? he only answers that there can be no answer:

»— — — until the influences which form moral character have taken the same hold of the principle which they have taken of some of the consequences — until, by the improvement of education, the feeling of unity with our fellow-creatures shall be (what it cannot be denied that Christ intended it to be) as deeply rooted in our character, and to our own consciousness as completely a part of our nature, as the horror of crime is in an ordinarily brought up young person.»

(»Utilitarianism, chapter III.)

At the outset I mentioned a certain ambiguity in Mill which made any interpretation of his system as a whole difficult.

This ambiguity is apparent in his use of the word »ought». It is seldom quite clear whether this »ought» is what we might term the ordinary ethical »ought», referring to certain experiences of duty, or the »ought», referring to means which we use in any description of a technical procedure.

If my interpretation is correct, the last meaning is the fundamental one and Mill's system may be viewed as a »Technology». I find support for this in the very first chapter of »Utilitarianism:»

»Whatever can be proved to be good, must be so by being shown to be a means to something admitted to be good without proof. The medical art is proved to be good by its conducing to health; but how is it possible to prove that health is a good?»

Mill's position seems to be that individual happiness is a good because it is wanted by the individual and that those rules about happiness which he advocates are good as a means to that happiness. Moreover, feelings of duty are good as instrumental to that same happiness, besides being, according to him, good in themselves as ingredients of happiness.

This reasoning may perhaps be attacked from many points of view, but I hope it will be granted that it is not logically fallacious, and I do not think that the proposition that Mill did not commit a logical error ought to be held against my interpretation.

REVIEWS

Kurt Goldstein: *Sprache und Erlebnis. (Language and Language Disturbances. Aphasic Symptom Complexes and their Significance for Medicine and Theory of Language).* New York 1948. 374 pp. 10 $. Von *Gudmund Smith,* Lund.

Die Wiesenschaft von den Sprachstörungen wurde lange von der sensualistischen Psychologie beherrscht, die ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen den Anschauungen von *Hobbes* und *Hume* entnahm. Nach dieser psychologischen Lehre enthält unser Denken nichts anderes als Kombinationen verschiedener Vorstellungsinhalte, der Bilder, die unsere Sinne von der äusseren Wirklichkeit empfangen haben. All unser Denken und Sprechen, unsere ganze Sprache wird damit durch die unmittelbaren, sinnlichen Wahrnehmungen begrenzt. Wenn die Sprache zunächst als ein Komplex sinnlicher Bilder betrachtet wird, muss also auch eine Störung in der Entgegennahme oder in der Vermittlung dieser Bilder auf die sprachlichen Äusserungen einwirken. Die Sprach-Pathologen betrachteten höchst einfach jeden Teil des Gehirns als Mittelpunkt für eine bestimmte Klase von sinnlichen Eindrücken oder für eine bestimmte Fähigkeit — *Wernicke* spricht z. B. von einem Zentrum der Klangbilder, einem Zentrum für Bewegungsbilder, einem vermittelnden Begriffs-Zentrum u. s. w. —; das Gehirn war ja ein Teil des Organismus, der, nach neueren medizinischen Forschungen, die sinnlichen Eindrücke empfing und bewahrte. Wenn z. B. ein Zentrum für Registrierung von Wortbildern durch äussere Beschädigung ausser Funktion gesetzt wurde, hatte dies zur Folge, dass das Individuum nicht imstande war, Worte zu erfassen. Sein Hören oder Sehen im weiteren Sinne war nicht beschädigt, sondern nur die Fähigkeit, sich Wortbilder anzueignen. Eine andere Beschädigung konnte seine Fähigkeit treffen, sich in Worten auszudrücken, eine motorische Beschädigung, die streng von der sensorischen unterschieden wurde.

Diese Forscher, an ihrer Spitze *Broca* und *Wernicke,* nannten sich gern Empiriker, da sie sich mit der gegebenen Wirklichkeit, dem Kör-

per, beschäftigten. Aber im Grunde, sagt *Cassirer,* liessen sie sich die ganze Zeit von apriorischen Annahmen leiten. Keiner von ihnen widmete sich dem tieferen Studium der Sprachstörungen als solcher, also den konkreten Phänomenen, sondern sie führten ihre Beobachtungen auf unbekannte physische Zustände zurück. Die dynamische Wirklichkeit, das die Sprache betreffende Benehmen des Individuums, wurde ganz einfach auf substantielle Daten reduziert, die damals sehr viel weniger erforscht waren als heute. Die anatomische Registrierung der Sprachstörungen führte daher im Grunde nur zu unbedeutenden Resultaten; sie hatte kein tiefers Verständnis für die Natur und Funktion der Sprache zur Folge. An ihre Stelle traten die »gehirnmythologischen» Spekulationen und hinderten die empirische Forschung. Hierdurch gelang es *Broca* mit seiner Kritik, alles Interesse von *Jackson's* neuen Gedankengängen fernzuhalten. Und die hypostasierenden Erklärungen — die solange notwendig waren, als die sensualistische Psychologie den Ausgangspunkt bildete — geben noch heute vielen sprachpsychologischen Darstellungen das Gepräge.

Jackson interessierte sich nicht für das einzelne Wort, wie seine Vorgänger es getan hatten, sondern für den ganzen Satz, in welchem das Wort vorkam. (Hughlings Jackson on Aphasia and Kindred Affections of Speech, by *Henry Head,* Brain 38, S. 1—190). Genauere Beobachtungen zeigten nämlich, dass der Kranke das einzelne Wort in einem Satz benutzt, aber nicht imstande ist, es in einem anderen Satz auszusprechen. In seiner Erklärung dieses Phänomens unterschied *Jackson* zwischen rein emotionellen sprachlichen Äusserungen, »inferior speech», und aussagenden oder bezeichnenden, »superior speech». Nur der Sprache höherer Stufe schrieb er wirklichen Satzwert zu. »To speak is not simply to utter words, it is to propositionize. A proposition is such a relation of words that it makes one new meaning; not by a mere addition of what we call the separate meaning of several words; the terms in a proposition are modified by each other». Ein Aphasiker gebraucht sicherlich Worte, benutzt sie aber emotionell, nicht wie Urteile oder Sätze. Er verliert die Fähigkeit, prädikativ zu gestalten; dies gilt sowohl für das hörbare als auch für das unhörbare Sprechen (d. h. das Denken). Diese Fähigkeit, prädikative Sätze auszusprechen, darf jedoch — nach *Jackson* — nicht als eine Art innerem »Vermögen» aufgefasst werden. Und er fügt hinzu, was ihm sicherlich mehr als alles andere den Unwillen älterer Forscher der Sprach-Pathologie zugezogen hat: »We wust carefully distinguish betwixt words and its physical basis as we do betwixt colour and its physical basis; a psychical state is always accompanied by a physical state, but nevertheless the two things have distinct natures. Hence we must not say that the 'memory of words' is a *function* of the nervous system . . .».

Schon bei dem Sprachpsychologen *Karl Bühler* erscheinen neue Ge-

sichtspunkte über den Zusammenhang zwischen der Sprache und der Wahrnehmungswelt. Allmählich kommt man zur Erkenntnis, wie intim Sprache und Wahrnehmung von einander abhängen: dass die Sprache nicht nur die Wahrnehmungen vermittelt, sondern dass sie auch den Grund für unsere ganze Auffassung der Wirklichkeit bildet. In *Heads* grundlegender Arbeit (Aphasia and Kindred Disorders of Speech, 1—2, Cambridge 1926) spielt also der Symbol-Begriff eine zentrale Rolle. »For it is obvious that any disturbance of symbolic formulation and expression must be looked for . . .». Diese symbolische Funktion gebraucht er in der Hauptsache als einen empirischen Begriff, um die Formen des Benehmens zu bezeichnen, die bei den Aphasikern geschädigt sind. Aber die symbolische Funktion bezieht sich nicht nur auf das sprachliche Benehmen, sondern auf alles Benehmen überhaupt; jede Handlung, welche die gedankliche Antizipation eines Zieles erfordert, zeigt nämlich Verwandtschaft mit dem symbolischen Denken. Der Aphasiker kann Handlungen ausführen, die sich auf eine bestimmte konkrete Situation zurückführen lassen; dagegen kann er ebensowenig symbolische Handlungen ausführen, wie prädikative Aussagen machen. *Head* führte systematische Experimente im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen aus und fand, dass Störungen in der Art Benehmens dort auftreten, wo zwischen Anfang und Ende der Handlung ein sprachliches oder anderes Symbol eingeschaltet ist. Ein Patient stellt ohne weiteres eine Uhr auf 2^{45}, dagegen nicht auf 15 Minuten vor 3. Sobald er gezwungen ist, den symbolischen Inhalt der Zahlen zu erfassen und ihnen nicht länger in der natürlichen Richtung des Zeigers folgen kann, versagt er völlig.

Gelb und *Goldstein* interessieren sich noch mehr für das Gesamtverhalten des Patienten und betonen gleichzeitig die phänomenologische Fragestellung. Wir referieren kurz einen ihrer früheren Aufsätze (Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle, X, Über Farbennamenanamnesie. Psychologische Forschung 6). Es gibt Patienten, die auf Grund von Gehirnverletzungen gegenüber Farben ein eigentümliches Verhalten zeigen, ohne dass man deshalb von einer Störung des Farbensinnes im engeren Sinne sprechen kann. Sie können z. B. nur selten eine Farbe bei ihrem Namen nennen oder, dazu aufgefordert, eine bestimmte Farbe in einer Serie aufsuchen. Man hat verschiedene Erklärungen für diese Abnormität zu geben versucht, zunächst solche, die mit dem Ausfall einer Fähigkeit, z. B. der Farbenvorstellung (im Gegensatz zur Farbenempfindung), rechnen. *G* und *G* wollen sich dagegen nicht damit zufrieden geben, einen solchen Ausfall festzustellen, sondern wollen untersuchen, *wie* das Individuum in seinem gegenwärtigen Zustand wählt und sortiert. Eine Analyse, die sich nicht mit den in die Augen fallenden Symptomen, d. h. mit einer gewissen Unfähigkeit, dies oder jenes zu tun, begnügt, sondern sich in das Gesamtverhalten des Patienten vertieft,

würde wahrscheinlich ein klareres Bild des ganzen Aphasie-Problems geben.

Die Untersuchungen umfassen nur einen Patienten, der durch einen Granatsplitter an der linken Kopfseite verwundet ist. Man legte ihm eine Serie von Wollproben vor und fragte ihn, wie die verschiedenen Farben heissen; auf diese Frage gab der Patient nur selten richtige Antworten. Ausserdem schienen die richtigen Bezeichnungen durchaus zufällig zu sein. Oft bezeichnete der Mann eine bestimmte rote Farbe als kirschartig, eine grüne Farbe als grasartig u. s. w., Bezeichnungen, die bei normalen Menschen im Bereich des Geruchsinns vorkommen. Man dürfte hier von einem lebensnahen Verhalten sprechen. Aufgefordert, eine bestimmte Farbe zu wählen, wiederholte der Patient meistens den Namen der Farbe. Und je öfter er ihn wiederholte, desto schwieriger erschien ihm die Aufgabe. Freilich wählte er zuweilen die richtige Farbe, aber niemals direkt, sondern auf Umwegen, die im Widerstreit zu den Instruktionen standen. Auch wenn der Patient selten die Farbe eines Gegenstandes, an den man ihn erinnerte, richtig benannte, suchte er doch leicht entsprechende Farben auf einer Farbenkarte heraus. Wenn es keine Farbe gab, die direkt mit der des Gegenstandes übereinstimmte, so bestimmte der Patient ebenfalls keine. Niemals suchte er eine Farbe heraus, die derselben Kategorie wie die vorgestellte Farbe angehörte. Bei einer Sortierung gelang es ihm am besten, identische Nuancen zu finden.

Das Benehmen des Patienten ist, verglichen mit dem Benehmen normaler Menschen, gestört. In seiner Art, Farben zu benennen, und ebenso in seinem Bestreben, identische Farbe zu finden, benimmt er sich primitiv. Das unmittelbare Erleben der Farbe wird von ausschlaggebender Bedeutung. Wenn er ein Rot von gewisser Helligkeit erlebt hat, kann er nicht dasselbe Rot, mit anderer Helligkeit akzeptieren. Und hat er andererseits einen gewissen roten Farbton erlebt, lehnt er eine Farbe mit etwas abweichendem Farbton ab, auch wenn sie gleiche Helligkeit hat. »Akzeptieren konnte er nur auf Grund eines Kohärenzerlebnisses». Deshalb konnte er sofort gleiche Farben auswählen, lehnte dagegen ähnliche ab. Aber ein Kohärenzerlebnis, z. B. eines Farbtones, konnte plötzlich zugunsten einem anderen Erlebnis aufgegeben werden, das etwa der Helligkeit galt. Tatsächlich fehlte ihm jedes systematische Einteilungsprinzip, und er wählte nur in Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Kohärenzerlebnis. Der Gesunde ordnet relativ disparate Eindrücke in dieselbe Kategorie ein. Durch die Instruktion im Experiment wird sein Denken in eine gewisse Richtung gelenkt: er sucht z. B. nach der Grundfarbe, unabhängig davon, ob die Farbe hell oder gesättigt ist. Demnach benimmt sich der Gesunde kategorialisch: er bildet abstrakte übergreifende Kategorien.

Dem Kranken ist die Farbe nicht länger Darstellungsmittel, sie ist nicht repräsentativ, sondern nur präsentativ und richtet sich kaum auf bestimmte Punkte in einem Farbensystem. Jedes optische Erlebnis ruht bei ihm in sich selbst oder gehört nur naheliegenden Erlebnissen an. Der Kranke gewinnt dadurch eine konkrete und lebensnahe Einstellung, verliert aber gleichzeitig seine Freiheit. Denn erst dann ist unsere Beobachtung frei, wenn sie unablässig mit symbolischem Gehalt erfüllt wird, d. h. wenn sie Bedeutung und Hinweisung erhält und nicht nur sich selbst vertritt. Die Protokolle zeigen, dass der Kranke nicht imstande ist, von etwas »abzusehen», einem bestimmten Prinzip zu folgen, und dass er auch nicht frei Prinzipien wechseln kann; an Stelle dessen gleitet er unfreiwillig von einem Auswahlprinzip zum anderen. In der Sprache besitzen wir nun unser vornehmstes Mittel, um uns über das Primitive, Lebensnahe zu erheben. »Kategoriales Verhalten und Haben der Sprache in ihrer signifikativen Bedeutung ist der Ausdruck ein und desselben Grundverhaltens». Die Sprachstörung des Patienten, seine Farbennamen-Anamnesie, enthält also eine Störung der gesamten Wirklichkeitsauffassung; seine Benennung von Farben vertritt nicht mehr Farbenkategorien, sondern hindert ihn in seiner Wahl und Sortierung.

Mit diesen letzteren Sätzen vertreten wir ebenso sehr *Ernst Cassirers* Auffassung wie die von *G* und *G.* Cassirer knüpfte ursprünglich an *Wilhelm von Humboldts* Gedanken über die Sprache und deren Funktion an (*E. Cassirer:* Philosophie der symbolischen Formen III, Phänomenologie der Erkenntnis; Berlin 1929). »Der Mensch», sagt Cassirer zusammenfassend, »*denkt* und *begreift* die Welt nicht nur durch das Medium der Sprache; sondern schon die Art, wie er sie anschaulich *sieht* und wie er in dieser Anschauung *lebt*, ist durch eben dies Medium bedingt». Die sinnlichen Phänomene oder Wahrnehmungen werden durch die Sprache nach gewissen Mittelpunkten orientiert. Diese Strukturierung folgt in der Hauptsache drei verschiedenen Linien: Ding mit Eigenschaft, räumliches Nebeneinander und zeitliches Nacheinander. Erst durch das Erschaffen dieser dynamischen Ganzheiten, durch diese funktionelle Einheitsbildung wird der innere Zusammenhang der Phänomene gebildet. Unsere erlebte Umwelt wird geordnet und bedeutungsvoll, ja erst dadurch wird die Erschaffung einer objektiven Umgebung ermöglicht. In der Analyse dieser unserer Welt sollen wir nicht, wie die sensualistischen Psychologen das tun, nach Elementen suchen, sondern nach Zentren, übergreifenden Ganzheiten und Vektoren. Jede einzelne Wahrnehmung hat eine Richtung; die Wahrnehmung besitzt, ausser ihrem blossen Inhalt, einen Vektor, der sie in gewissem Sinne bedeutungsvoll macht. Gerade die Aphasiefälle enthüllen uns die Struktur dieses Aufbaus, weil sie uns diesen Aufbau in seiner Zersetzung sehen lassen. Das Band, das die Symbolfunktion und die Wahrnehmung vereinigt, zerreisst in diesen patho-

logischen Fällen; und erst dann verstehen wir unsere normalen Erlebnisse in ihrem eigentlichen Sinn und ihrer positiven Bedeutung. Die sensualistische Auffassung wird damit endgültig auf den Kopf gestellt.

Cassirer versäumt nicht, in seine Darstellung die Apraxien, die pathologischen Störungen im Handeln einzubeziehen; hierbei benutzt er *G* und *G*'s Beispiele. Allen diesen Apraktikern ist es unmöglich, mit einem vorgestellten Objekt umzugehen; sie können keinen gedachten Nagel in die Wand einschlagen. Die Handlungen müssen in konkrete Situationen eingebaut sein und lassen sich nicht von diesen in nur gedachte transponieren. Das konkret Gegebene kann nicht durch etwas nur Vorgestelltes ersetzt werden. Die freien Möglichkeiten des Symbolraumes gibt es nicht, der Raum des Kranken ist unfrei. Der konkrete, vorhandene Raum ist für den Patienten »unübersetzbar», d. h. dieser ruht in sich selbst und kann nicht in einem grösseren, vom »Ich» losgelösten schematischen Raum gesehen werden. Es gibt keine Distanz zwischen dem Individuum und der Umwelt, die Wirklichkeit kann nicht mehr objektiviert werden. Wie bereits gesagt worden ist, wird die objektive Vorstellung der Welt durch die Sprache gewonnen. Und wo die Sprache Störungen aufweist, ist auch das Weltbild verändert. Bei den Gehirnverletzten gibt es nicht mehr das Mögliche, nicht mehr den objektiven Geist.

In später durchgeführten Untersuchungen verhält man sich diesen Anschauungen gegenüber häufig kritisch. Experimente, die von grosser Phantasie zeugen, wurden u. a. von *Bouman* und *Grünbaum* ausgeführt (Experimentell-psychologische Untersuchungen zur Aphasie und Paraphasie, Zschr. ges. Neur. und Psychiatr. 96). Die Verfasser gehen von der Auffassung aus, dass während der Entwicklung der Gestaltungs- und Differenzierungsprozess Hand in Hand gehen. Dadurch dass eine Wahrnehmung differenzierter wird, bekommt sie auch eine prägnantere Gestalt; und dadurch dass die Gestalt grössere Prägnanz aufweist, sehen wir ihre Teile deutlicher. Die zeitlich früheren Entwicklungsstadien werden also — wenn wir den Gedankengang weiterführen — durch Gestaltgebundenheit oder Unfähigkeit, über die Gruppierung der konkreten Situation hinauszugehen, gekennzeichnet. Diese Unfähigkeit bedeutet schlechte Gliederung des Erlebnisfeldes, schlechte Beherrschung seiner einzelnen Teile, überhaupt schlechte Organisation. Wenn die Wahrnehmungen nicht mehr in allen Teilen beherrscht werden, wenn die Gestalt amorph oder diffus ist, kann sie nicht aufgelöst werden, denn, wenn das Material umgruppiert werden soll, so ist dazu notwendig, dass es in allen Teilen beherrscht wird. In ihren frühesten Phasen sind die Gestalten also amorph. Das bedeutet weiter, dass Teile der Gestalt sich austauschen lassen, ohne dass dadurch die Gestalt ihren Charakter verändert; das bedeutet, dass die Gestalt keine starke Prägnanz hat. Das Kind, das »tick-tack» sagt, wenn es die Uhr hört, sagt dasselbe,

wenn der Wasserhahn tropft. Und dem Agnostiker scheint es, dass alle Menschen auf der Strasse gleich aussehen; für ihn haben sie gar keine prägnante Gestaltung.

B und *G* glauben, ungefähr dieselbe Störung in allen Experimenten zu finden, ob es sich nun um *Abelsons* Figuren oder Rechnung oder um *Bourdons* Ausstreichungen oder ähnliches handelt. Der psychische Vorgang bleibt auf einem frühen Stadium der Entwicklung stehen, auf dem Stadium des amorphen Gestaltens. *G* und *G* sagen von einem ihrer Patienten: wo ein simultanes Überblicken einer differenzierten Struktur notwendig ist, da scheint das Denken gestört zu sein; nur da, wo eine Aufgabe durch ein schrittweises Weitergehen innerhalb der Aufgabe gelöst werden kann, kommt der Patient zu adäquaten Lösungen. Hier sollten also die Störungen von ganz anderer Art sein: es gibt einen Überblick, dagegen nicht die Fähigkeit, sich schrittweise an eine Lösung heranzuarbeiten. Das Denken verharrt auf einem frühen Stadium. Aber es ist die Frage, ob die Verschiedenheit zwischen diesem Fall und dem von *G* und *G* uns hindert, die oben behandelten Gesichtspunkte weiter zu benutzen.

Aber bald stellt sich der Verdacht ein, ob *B* und *G's* Patient nicht eine leichtere Beschädigung hat als *G* und *G's Schneider* und dass die Prüfungen sich deshalb nicht immer dazu eignen, den grundlegenden Charakter der Verletzung zu enthüllen. Wenn die Verfasser ihre Resultate denen von *G* und *G* entgegenstellen und sagen, dass dem Patienten nicht der Überblick über ein Problem differenzierter Natur fehlt, dagegen aber die Fähigkeit, Einzelheiten herauszuheben, so fragt man sich, ob nicht der Begriff »Überblick über ein Problem» etwas frei angewandt wird. Es zeigt sich, dass der Mann sich nicht von dem ersten amorphen Gestaltungseindruck befreien und dadurch nicht einsehen kann, was die einzelnen Teile in der Gesamtheit bedeuten. Seine Gestaltungen sind nicht genügend differenziert; und er steht ihnen nicht frei gegenüber. Er erfasst die allgemeine Struktur des gegebenen Problems, gewinnt ihm aber kein scharf gezeichnetes Profil ab. Das Denken schreitet deshalb nicht zu umfassenderen Einheiten entlang zentraleren Bedeutungsvektoren fort, sondern verharrt auf dem Stadium des ersten Eindrucks. Darum erhalten die verschiedenen Zeichen für ihn keine symbolische Bedeutung, sie weisen nicht auf gemeinsame Bedeutungszentren hin; sie werden nur undeutlich erfasst und können weder in höhere Zentren eingeordnet noch aufgelöst werden. Also weiss er nichts von der Bedeutung der einzelnen Teile in der übergreifenden Gesamtheit. Die Symbolfunktion ist verletzt, er ist an die Gegenwart gebunden.

Der grundlegende Gedanke in den Forschungen von *G* und *G* erweist sich also fruchtbar und enthält viele neue Ideen. Man könnte

sich denken, dass man das Stottern unter einem gleichartigen Aspekt untersuchte (vgl. *Fog*), ja sogar die Neurosen, deren Schwierigkeiten gerade gewisse sprachliche Inhalte betreffen. Nach *Gelbs* Tode hat *Goldstein* in Amerika die Untersuchungen fortgeführt und u. a. eine Reihe von Experimenten beschrieben, welche das konkrete, nicht kategoriale Benehmen der Gehirnverletzten zeigen. Sein neuestes Buch ergänzt diese langjährigen Forschungen. Als Anweisung für das Ausführen der Versuche schreibt er u. a.: »Unless one takes into account the entire procedure, the specific reasons for the difficulty the patient encounters, one cannot simply read off from a score which task represents a greater difficulty and which a lesser. Any statistical evaluation has to be based upon a qualitative analysis of test result; qualitative analysis has to precede statistical analysis» (*Goldstein* and *Scheerer:* Abstract and Concrete Behavior . . . Psychol Monogr. 53, 1941). Diese qualitative Interpretierung führt u. a. dazu, dass der Versuchsleiter den Weg des Individuums bis zum Schlussresultat verfolgt und eine Beurteilung, die nur *auf sie* gegründet ist, ablehnt. Ein solches Verfahren steht sicherlich in klarem Gegensatz zu vielen Tendenzen der modernen Psychologie, wo quantitative Querschnitts-Beurteilung im Vordergrunde steht. Aber die Resultate, zu welchen die qualitativen Deutungen geführt haben und noch führen sind das beste Argument gegen die Psychologie, deren Tendenz es ist, an das Eigenschaftsdenken und die Erkenntnistheorie des 19. Jahrhunderts anzuknüpfen.

Goldsteins Experimente gehen im allgemeinen darauf aus, schwerere Traumen zu enthüllen. Nachprüfungen in der psychiatrischen Klinik in Lund ergeben u. a., dass leichtere Störungen sich mit dieser Methode oft nicht erfassen lassen. Es gibt dann aber noch einen anderen Weg, den man benutzen kann: den tachistoskopischen, der von *Goldstein* erwähnt und beschrieben, aber ausführlicher z. B. von *Strauss* und *Lehtinen* wurde (Psychopathology and Education of the Brain-Injured Child, New York 1948). Mit den kurzen Darbietungszeiten des Tachistoskopes kommt man an eine sehr primäre Erlebnisschicht heran, deren Entwicklung man dann durch Erhöhung der Darbietungszeit sukzessiv bis zu mehr und mehr objektiven Wirklichkeitserlebnissen verfolgen kann. Ein Traumatiker, dessen Diagnose sich nicht in anderen Prüfungen eindeutig feststellen lässt, erscheint in seinen tachistoskopischen Resultaten als einwandfrei gehirnverletzt. Es glückt ihm z. B. nicht, gleichzeitig mehrere Elemente zusammenzuhalten, ohne sich motorisch mit ihnen zu identifizieren, genau so als wenn der Seelenblinde den Gegenstand mit den Fingern abtastet, um seinen Namen sagen können. Das Bedeutungserleben, der Name des Objekts, kommt — verglichen mit normalen Menschen — sehr spät. In diesen Versuchen erscheint der Patient als seelisch blind: seiner Welt fehlt die objektive Organisation, die Entwicklung

bleibt auf primitiver Stufe stehen. Leichtere Sprachstörungen erweisen sich in derselben Art in tachistoskopischen Experimenten als Störungen der ganzen Anschauungswelt, sogar Einprägungsschwierigkeiten und einfachere Sprachhemmungen, Störungen, die sich in jedem Entwicklungsverlauf geltend machen, in jeder neuen Situation, der das Individuum gegenübergestellt wird.

Eine weitere Analyse dieser Gedankengänge würde zu weit führen; die Versuche werden in einem anderen Zusammenhang veröffentlicht werden. Aber sie zeigen, wie viele Möglichkeiten zu weiteren Untersuchungen sich durch *Goldsteins* Forschungen eröffnen; dies gilt nicht zum mindesten für sein letztes Buch. Das klare und gut disponierte Werk enthält eine vollständige Übersicht über die Störungen des Benehmens, die mit Gehirnverletzungen verknüpft sind, und ist deshalb ein ausgezeichnetes Handbuch, das diagnostische Experimente und Behandlungsmethoden beschreibt, sorgfältige medizinisch-psychologische Studien von Fällen gibt, das aber hauptsächlich eine Problembehandlung erbietet, die auf den Hauptweg der Sprachpsychologie hinweist: »every *individual speechperformance is understandable only from the aspect of its relation to the function of the total organism in its endeavor to realize itself as much as possible in the given situation*».

Universität Lund. *Gudmund Smith.*

BIBLIOGRAPHICAL NOTES (XXVIII)

(January 1st to December 31st, 1951)

DENMARK

Agrell, Jan: *Psychology in Sweden.* Nordisk Psykologi (1951), III, 3. p. 96—103.

Ahlberg, Alf: *Evighetstanken och dödstanken hos den moderna människan.* [*Thoughts about eternity and death in modern man.*] Dansk Udsyn 1951, 6; p. 284—299.

Alanen, Y.: *Tro og Viden.* [*Faith and knowledge.*] Dansk Teologisk Tidsskrift (1951) XIV, 4. p. 193—204.

Alström, Carl Henry: *A study of epilepsy in its clinical, social and genetic aspects.* Munksgaard, Copenhagen 1950. 284 p., ill. 20,— DCr. (=Acta psychiatrica et neurologica. Suppl. 157.)

Andersen, Ib & Prenter, Regin & Rodhe, Peter, P.: *Kristendommen og mennesket. En belysning af kristendommens stilling i tiden set fra katolsk, protestantisk og ateistisk side.* [*Christianity and man.*] Hans Reitzel, Copenhagen. 96 p. 6,85 DCr. (=Mennesket i tiden. II.)

Arendt, Rudolph: *Om Viljans Frihed.* [*On the freedom of will.*] Dansk Teologisk Tidsskrift (1951), XIV, 4; p. 205—220.

Aristoteles: *Forelæsning over Fysik, I—IV.* [*Lectures on physics.*] Transl., introduction and notes by Poul Helms. Nyt Nordisk Forlag, Copenhagen. 208 p. 15,— DCr.

Betænkning afgifvet af den af krigsministeriet og marinministeriet under 3/4 1948 nedsatte kommission til behandling af militærpsykologiske spørgsmål. [*Report of the ministry of war on problems of military psychology.*] Schultz, Copenhagen 1949. 102 p. 5,10 DCr.

Blegvad, Mogens: *Psychology in Denmark. Psychology as a profession. The training of psychologists and the development of applied psychology.* Nordisk Psykologi (1951); III, 3. p. 78—81.

Blegvad, Mogens: *Om psykologiske prøver og deres anvendelse i erhvervsvejledningen.* [*On psychological tests and the use of them in the guidance of profession.*] Unge Pædagogers Forlag (Munksgaard),

Copenhagen 1950. 20 p. 1,— DCr. (=Psykologiske studier. 1. serie: Intelligensforskning, nr 6.)

Bremer, Johan: *A social psychiatric investigation of a small community in northern Norway.* Transl. by Finn Carlsen. Munksgaard, Copenhagen. 166 p. 14,— DCr. (=Acta psychiatrica et neurologica. Suppl. 62.)

Brøndal, Viggo: *Théorie des prépositions. Introduction à une sémantique rationelle.* Transl. by Pierre Naert. Munksgaard, Copenhagen 1950. 168 p. 15,— DCr.

Brønsted, H. V.: *Biologi og menneskeforståelse.* [*Biology and the understanding of man.*] Hans Reitzel, Copenhagen. 76 p. 6,85 DCr. (=Mennesket i tiden. III.)

Bruun Andersen, K.: *Kierkegaard og Holstrup.* [*Kierkegaard and Holstrup.*] Gads danske magasin (1951).; XLV, 4; p. 233—244.

Burt, Cyril: *Sjælelige forstyrrelser hos børn og unge.* [*Psychic disturbances in children and young people.*] Transl. by Lilly Rifbjerg & Sofie Rifbjerg. 2nd rev. ed. Munksgaard, Copenhagen 1950. 296 p. 16,50 DCr. (=Psykologisk-pædagogisk bibliotek. Vol. VIII.)

Chase, Stuart: *Samfundets anatomi. En indførelse i socialvidenskaberne.* [»*The proper study of mankind*».] Fremad, Aarhus 1950. 232 p. 8,50 DCr.

Clausen, Johs.: *Respiration movement in normal, neurotic and psychotic subjects.* Munksgaard, Copenhagen. 74 p. 14,— DCr. (=Acta psychiatrica et neurologica. Suppl. 68.)

Damm, Rich.: *Er Videnskabens Verden den eneste Virkelighed?* [*Is the world of science the only real world?*] Dansk Udsyn 1951, 4—5; p. 181—194.

(Diderot, Denis): *Diderots udødelige tanker.* [*The immortal thoughts of Diderot.*] Introduct. by Édouard Herriot. Transl. by Leif Nedergaard. (=Udødelige tanker, 17.)

Feilberg, C. L.: *En psykologisk analyse efter Ludvig Feilberg: de 4 Kvaliteter i Latter, Smil og Taarer.* [*A psychological analysis in accordance with L. Feilberg: The four qualities of laughter, smile and weeping.*] Gads danske magasin (1951), XLV, 6; p. 356—370.

Fink, David Harold: *Vær dig selv.* [»*Be your real self*».] Transl. by Eva Mortensen & Knud Bruun-Rasmussen. Nyt Nordisk Forlag, Copenhagen. 228 p. 11,50— DCr.

From, F.: *Psychology in Denmark. Psychology as a science.* Nordisk Psykologi (1951), III, 3. p. 75—78.

Geiger, Theodor: *Soziale Umschichtungen in einer dänischen Mittelstadt. Mit angehängtem Tabellenwerk.* Universitetsforlaget, Aarhus. 132 p., ill. 20,— DCr. (=Acta Jutlandica. Aarsskrift for Aarhus Universitet, XXIII. 1. Samfundsvidenskabelig serie, 4.)

Grønbæk, Villiam: *Psykologiska tanker og teorier hos Grundtvig.* [*Psychological ideas in Grundtvig.*] Gyldendal, Copenhagen. 192 p. 12,— DCr. (=Skrifter udg. af Grundtvig. Selskabet, IV.)

Grönbech, Vilhelm: *Angst. Religion. To foredrag.* [*Dread. Religion. Two lectures.*] Wivel, Copenhagen. 54 p. 2,75 DCr.

Haarup, Jens: *Om Opstilling og Behandling af Kulturproblemet. Et Forsøg paa at give et kulturelt Virkelighedskriterium paa Grundlag af historisk Erfaring.* [*On the formulation and treatment of the problem of culture.*] (Gyldendal, Copenhagen). 120 p. 12,50 DCr.

Hansen, Knud: *Om begrebet tro i »Filosofiske Smuler».* [*On the concept of faith in »Philosophical Fragments».*] Dansk Teologisk Tidsskrift (1951), XIV, 1; p. 34—57.

Henriksen, Aage: *Methods and results of Kierkegaard studies in Scandinavia. A historical and critical survey.* Munksgaard, Copenhagen. 160 p. 19,— DCr. (=Publications of the Kierkegaard Society, Copenhagen. 1.)

Hjejle, Bernt: *Dagspressen og samfundet.* [*Newspapers and Society.*] Berlingske, Copenhagen. 92 p. 6,50 DCr. (=Berlingske pressebibliotek.)

Holm, Søren: *Atheisme.* [*Atheism.*] Gads danske magasin (1951), XLIV, 1; p. 34—44.

Holm, Søren: *Tanker och Livssyn i tyvende Aarhundrede.* [*Thoughts and views of life in the 20th century.*] Gad, Copenhagen. 156 p. 10,— DCr.

Hurwitz, Stephan: *Til skyldbegrebet.* [*On the concept of guilt.*] Festskrift til H. Ussing, p. 207—219.

Husén, Torsten: *Kamratbedömning som validitetskriterium och som medel att studera gruppdynamiken.* [*»Buddy» ratings as a means of obtaining criteria and of analyzing group dynamics.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 6; p. 177—196.

Jacobsen, O. Thune: *Den enkelte i Kierkegaardsk Forstand.* [*The individual in Kierkegaard's sense.*] Gads danske magasin (1951), XLV, 6; p. 371—379.

Jensen, Reimer: *Klinisk børnepsykologi i Danmark.* [*Clinical child psychology in Denmark.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 4; p. 125—129.

Jensen, Thomsen, Kr.: *En undersøgelse af visuella kompleksdannelser, således som de framtræder i Lehmanns stregfigurer.* [*An investigation of the origination of visual complexes as appearing in Lehmann's stroke figures.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 1; p. 12—20.

Johansen, Svend: *Glossematics and logistics.* Acta Linguistica (1950), VI, 1. p. 17—30.

Kierkegaard, Søren: *Øieblikket.* [*The moment.*] Hagerup, Copenhagen. 258 p. 16,50 DCr.

Knudsen, Rigmor: *Sprog- og talehæmmede småbørn.* [*Language- and speech difficulties in small children.*] Munksgaard, Copenhagen 1950. 134 p. 8,— DCr. (=Psykologisk-pædagogisk bibliotek. Vol. XIV.)

Kruse, Vinding: *The community of the future.* Munksgaard, Copenhagen (& Oxford University Press) 1950. 828 p.

Langfeldt, Gabriel: *The hypersensitive mind in normals, neurotics and psychotics. Prevention and treatment.* Munksgaard, Copenhagen. 148 p. 20,— DCr. (=Acta psychiatrica et neurologica. Suppl. 73.)

Lindhardt, P. G.: *Danske vækkelsebevægelser på social baggrund.* [*The social background of Danish revival movements.*] (Munksgaard, Copenhagen) 4 p. 0,10 DCr. (=Ledtråd ved folkelig universitetsundervisning. Nr. 291.)

Lundbye, Ove: *Mentalhygiejnen som kulturopgave.* [*Mental hygien as a cultural task.*] Gads danske magasin (1951), XLV, 8; p. 472—476.

Lundstedt, Vilhelm: *Några anmärkningar om skadeståndsrättens systematisering och om kausalitetsfrågan i juridiken.* [*Some comments on the jurisprudence of indemnification and on the problem of causality in juridics.*] Festskrift til H. Ussing, p. 328—347.

Næsgaard, Sigurd: *En psykoanalyse af Søren Kierkegaard.* [*Psychoanalysis of Sören Kierkegaard.*] Psykoanalytisk Forlag, Odense. 150 p. 12,— DCr.

Næsgaard, Sigurd: *Vore bevidstheder.* [*Our consciousness.*] With English summary. Nordisk Psykologi (1951), III, 2; p. 46—53.

Nehring, Alfons: *The problem of the linguistic sign.* Acta Linguistica (1950), VI, 1; p. 1—16.

Neugebauer, O.: *The exact sciences in antiquity.* Munksgaard, Copenhagen. 208 p., ill. 35,— DCr. (=Acta historica scientiarum naturalium et medicinalium, IX. Ed. Bibliotheca Universitatis Hauniensis.)

Ortmann-Nielsen, Edith: *Søren Kierkegaard. Bidrag til en bibliografi.* [*Sören Kierkegaard. Contributions towards a bibliography.*] Munksgaard, Copenhagen. 96 p. 8,50 DCr.

Østlyngen, Emil: *Psychology in Norway.* Nordisk Psykologi (1951), III, 3; p. 90—95.

Overstreet, H. A.: *Det modne sind. Modningsprocessens psykologi.* [»*The mature mind*».] Introduction by Ib Ostenfeld. Transl. by Eva Mortensen & Knud Bruun-Rasmussen. Nyt Nordisk Forlag, Copenhagen. 236 p. 11,50 DCr.

Petersen, Chr.: *Sociologi i Amerika og Europa.* [*Sociology in America and Europe.*] (Review of: Stuart Chase: *Samfundets anatomi* [»*The proper study of mankind*»].) Gads danske magasin (1951), XLV, 7; p. 430—440.

Prenter, Regin: See: Andersen, Ib.

Prøv Dem Selv. Intelligensprøver baseret på officielle forsøg. [»*Test yourself*».] Erik Becks Forlag, Copenhagen. 86 p., 4,85 DCr.

Report on the ninth Congress of Scandinavian psychiatrists in Helsingfors, Finland 1949. Ed. by C. A. Borgström. Munksgaard, Copenhagen. 202 p., ill. 18,— DCr. (=Acta psychiatrica et neurologica. Suppl. 60.)

Rodhe, Peter P.: see: Andersen, Ib.

Rommetveit, Ragnar: *Teileigning av religiøs tru og åtferd, granska ut frå sosialpsykologisk og læringspsykologisk synsstad.* [*The acquisition of religious belief and behaviour, studied from the point of view of social psychology and the psychology of learning.*] With English summary. Nordisk Psykologi (1951), III, 5; p. 157—169.

Ross, Alf: *Tû-Tû.* Festskrift til H. Ussing, p. 468—484.

Schmidt-Phiseldeck, Kay: *Aitia. Historie og Kausaltænkning.* [*Aitia. History and causal thinking.*] Harck, Copenhagen. 104 p. 8,— DCr. (=Studier vedrørende de historiske Problemer. V.)

Schubart, Walter: *Fra mekanik til metafysik.* [»*Geistige Wandlung*».] Transl. by Palle Nielsen. Det Danske Forlag, Copenhagen. 160 p. 5,— DCr. (=Europæisk kulturbibliotek. 12.)

Schwartz, Oswald: *Kønslivets Psykologi.* [»*The psychology of sex*».] Pref. by Einar Geert-Jørgensen. Transl. by Henning Kehler. Nyt Nordisk Forlag, Copenhagen. 278 p. 14,50 DCr.

Schweitzer, Albert: *Ærefrugten for Livet.* [»*Kultur und Ethik*».] Transl. by Herman Kleener. Det Danske Forlag, Copenhagen. 110 p. 5,— DCr. (=Europæisk Kulturbibliotek, 3.)

Seaver, George: *Mennesket Albert Schweitzer.* [»*Albert Schweitzer. The man and his mind.*»] 2nd abridged ed. Transl. by Børge Friis. Branner og Korch, Copenhagen. 204 p. 12,50 DCr.

Skolemodenhedsproblemer. 15 artikler af nordiske forfattere. [*Problems of school maturity. Fifteen articles by Scandinavian authors.*] Ed. by Henning Meyer & Torben Gregersen. Munksgaard, Copenhagen. 192 p. 12,— DCr. (Psykologisk-pædagogisk bibliotek. Vol. XIII.)

Skovmand, Roar: *De folkelige bevægelser i Danmark.* [*The popular movements in Denmark.*] Schultz, Copenhagen. 176 p., ill. 4,50 DCr. (=Statsradiofoniens grundbøger.)

Sløk, Johannes: *Die Formbildungen der Sprache und die Kategorie der Verkündigung. Eine sprachphilosophisch-dogmatische Abhand-*

lung. (Rosenkilde og Bagger, Copenhagen). 112 p. 12,— DCr. (=Det lærde Selskabs Skrifter; Teologiske Skrifter, 2.)

Smith, Gudmund: *Ett personlighetsschema med enkla och dubbla jämförelser.* [*A personality scheme with simple and double comparisons.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 1; p. 1—11.

Søe, N. H.: *Karl Marx og Marxismen.* [*Karl Marx and Marxism.*] Gad, Copenhagen. 128 p. 8,50 DCr.

Steen, Inki: *Klinisk barnepsykologi i Norge.* [*Clinical child psychology in Denmark.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 4. p. 132—135.

Takala, Martti: *Psychology in Finland.* Nordisk Psykologi (1951), III, 3; p. 82—89.

Teltscher, Harry O.: *Håndskriften fortæller. Populær psykografologi.* [*»Handwriting. The key to successful living.»*] Ed. & transl. by Sigbrit Galster Pedersen. Thorkild Beck. 220 p. 16,50 DCr.

Thuborg, Anders: *Den Kantiske Periode i dansk Filosofi. 1790—1800.* [*The Kantian period of Danish philosophy.*] (Gyldendal, Copenhagen) 186 p. 12,50 DCr.

Thulstrup, Niels: *Forholdet mellem Stat og Kirke i Hegels Retsfilosofi.* [*The relations between state and church in Hegel's philosophy of law.*] Dansk Teologisk Tidsskrift (1951), XIV, 3; p. 144—166.

Tranekjær-Rasmussen, E.: *Rubin som forskare og lærer.* [*Rubin as a scientist and teacher.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 4; p. 115—124.

Verkko, Veli: *Homicides and suicides in Finland and their dependence on national character. With an additional chapter: The theories of Morselli and Ferri on homicides and suicides and the attitude to them of Tarde and Durkheim.* Preface by Thorsten Sellin. Gad, Copenhagen. 190 p., ill. 24,— DCr. (=Scandinavian studies in sociology, 3.)

Vuoristo, Gunvor: *Barnpsykoterapin i Finland.* [*Child psychotherapy in Finland.*] Nordisk Psykologi (1951), III, 4; p. 129—132.

Warburg, Edmund: *Aarsagssammenhæng og Funktionens Natur.* [*Causal relation and the nature of function.*] Gads danske magasin (1951), XLV, 2; p. 110—127.

Wiet-Knudsen, K. A.: *Sexualoplysning og Fosterdrab. En sociologisk Studie.* [*Sexual education and homicide on new-born children. A sociological study.*] Arne Frost-Hansen, Copenhagen. 70 p. 5,— DCr.

FINLAND

Acta Psychologica Fennica. I. (In honorem membri Academiae Fenniae Professoris Eino Kaila die natali sexagesimo 9. VIII. 1950 ediderunt amici et discipuli.) Edidit Societas Psychologica Fen-

nica. Kai von Fieandt, Niilo Mäki, Ohto Oksala, Martti Takala. Otava, Helsinki. 160 pp. 500,— FM.

CONTENTS:

Fieandt, Kai von: *Loudness invariance in sound perception.* p. 9—20.
Granit, Ragnar: *Sight and the psychology of retina.* p. 21—29.
Ikonen, Pentti: *Some methodological problems in test psychology.* p. 30—46.
Karsten, Anitra: *How to change prejudices.* p. 47—58.
Lahti, Aimo: *Über den psychischen Charakter des Phantomgliedes bei den Amputierten.* p. 59—74.
Lehtovaara, Arvo: *Prerequisites of correctness of first impressions by voice.* p. 75—102.
Palmgren, Pontus: *On the physiological basis of retentional behaviour.* p. 103—107.
Takala, Annika: *On the factors of manual skill.* p. 108—128.
Takala, Martti: *On the constant errors in the judgment of the degree of inclination.* p. 129—142.
Tuompo, Aarre: *Some aspects about the Thematic Apperception Test.* p. 143—154.
Viherheimo, Onni: *Some contributions to the theory of economic psychology. p. 155—160.*

Ahlman, Erik: *Kielellisen ilmauksen käsitteestä ja siihen liittyvistä kysymyksistä.* [*On the concept of linguistic expression and questions related with it.*] Virittäjä 1951, 3; pp. 276—284.

Ahonen, Olavi: *Arthur Schopenhauerin mielenkiintoinen persoonallisuus.* [*The interesting personality of A. Schopenhauer.*] Työväenopisto 1951, 2; p. 42—43.

Ahto, Aito: *Dangerous habitual criminals. A psychopathologic and sociologic study of 216 segregated criminals.* (Author) 168 pp. 500,— FM.

Benedict, Ruth: *Kulttuurin muodot.* [*»Patterns of culture».*] Transl. by Kai Kaila. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 294 p. 480,—FM.

Brandell, Georg: *Luonne ja temperamenttityypit.* [*The types of character and temperament.*] Transl. by Maire and Ohto Oksala. 2. ed. Tammi, Helsinki. 228 pp. 410,— FM.

Bruhn, Karl: *Albert Henrik Lilius.* Societas Scientiarum Fennica. Årsbok. XXVIII. (1949—1950.) C. N:o 3. 11 pp.

Carrel, Alexis: *Elämän ikuiset lait.* [*»Reflexions sur la conduite de la vie.»*] Transl. by Kai Kaila. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 240 p. 350,— FM.

Castrén, Olavi: *Tieteellisen teologian käsitteestä.* [*On the concept of scientific theology.*] Teologinen aikakauskirja 1951, 2; p. 57—79.

Federley, Harry: *Anlag och omvärld.* [*Disposition and environment.*] Skola och hem 1951, 2; p. 11—18.

Fieandt, Kai von: *Psykologiaan suuntautuminen »ajan hengen» heijastumana.* [*Tendency towards psychology as a reflection of the »spirit of the age».*] Suomalainen Suomi 1951, 7; pp. 374—377.

Fieandt, Kai von: *Psykologian peruskysymyksiä.* [*Basic problems of psychology.*] 2. enlarged ed. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 295 p. 300,— FM.

Fieandt, Kai von: *Havaintopsykologia.* [*Psychology of perception.*] Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 599 pp. 900,— FM.

Fieandt, Kai von: *Psykologian tutkimuskeinojen avainongelmasta.* [*On the key problem of the methods of psychological research.*] Valvoja 1951, 1; p. 28—34.

Fink, David: *Hermojen hallinta.* [»*Release from nervous tension.*»] Transl. by Pekka Häkli. 3. ed. Tammi, Helsinki. 255, (1) pp. 400,— FM.

Gesell, Arnold & Ilg, Frances L.: *Lapsen kehitys. I.* [»*Infant and child in the culture of today.*»] Transl. by Sirkka Salomaa. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. XII, 399 p. 550,— FM.

Haavio, Matti: *Uno Nils Oskar Harva.* Gedenkrede, gehalten am 10.2.1950. Sitzungsberichte der Finnischen Akademie der Wissenschaften 1950, pp. 57—73.

Hagelstam, Magnus: »*Dåliga elever.*» [*Unsuccessful pupils.*] Skola och hem 1950, 4; p. 3—8.

Hakama, Kaarlo: *Lahjakkuus ja sosiaalinen ajattelu.* [*Talents and social thinking.*] Työläisopiskelija 1951, 1; p. 6—8.

Hakama, Kaarlo: *Schopenhauerin käsitys matematiikasta.* [*Schopenhauer's view of mathematics.*] Matemaattisten aineiden aikakauskirja 1951, 1; p. 31—38.

Harva, Urpo: *Bertrand Russell sosiaalifilosofina.* [*B. Russell as a social philosopher.*] Työläisopiskelija 1950, 8—9; p. 178—179.

Harva, Urpo: *J. E. Salomaa 60-vuotias.* [*J. E. Salomaa 60 years old.*] Kansansivistys 1951, 2; p. 25—26.

Harva, Urpo: *Kasvatus ja politiikka.* [*Education and politics.*] Yhteiskunta II. 1950; p. 31—43.

Harva, Urpo: *Nikolai Berdjajev vapauden puolustajana.* [*N. Berdjajev as an advocate of liberty.*] Suomalainen Suomi 1951, 7; pp. 380—385.

Hiltunen, Paavo: *Rikosoikeuden etiikka.* [*Ethics of the criminal law.*] Valvoja 1951, 6; pp. 244—250.

Hollo, J. A.: *»Nerouden» ongelma.* [*The problem of »genius».*] Suomalainen Suomi 1951, 8; pp. 438—442.

Holm, Tor: *Karl Marx' personlighetsutveckling och livsstil.* [*Karl Marx's personal development and style of living.*] Finsk tidskrift T. CL (1951), 1; pp. 30—38.

Huovinen, Lauri: *Das Bild vom Menschen im politischen Denken Niccolo Machiavellis.* 169 p. 400,— FM. (=Annales Academiae Scientiarum Fennicae. B. 74, 2.)

Huovinen, Lauri: *Todellinen Niccolo Machiavelli* [*The real N. Machiavelli.*] Suomalainen Suomi 1951, 9; pp. 502—508.

Ihalainen, V. J.: *Ihmistuntemusta koti- ja itsekasvatusta varten.* [*Knowledge of men for home- and selfeducation.*] Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 192 pp. 300,— FM.

Ilg, Frances L.: See: Gesell, Arnold.

Jalkanen, K. V. L.: *Hans Leisegang, ajatuksen vapauden marttyyri, ajattelun vapauden filosofi.* [*H. Leisegang, a martyr for the liberty of thought, a philosopher of the liberty of thinking.*] Valvoja 1951, 2; p. 81—85.

Juva, Mikko: *Kulttuuriliberalismi ja sen aiheuttama elämänkatsomuksen murros.* [*The cultural liberalism and the crisis in the view of life caused by it.*] Suomalainen Suomi 1951, 4; p. 198—205.

Kaila, Eino: *Festvortrag: Die Bedeutung der Philosophie als Gegengewicht gegen die wissenschaftliche Spezialisierung.* Sitzungsberichte der Finnischen Akademie der Wissenschaften 1948; p. 67—74.

Kaila, Eino: *Zur Metatheorie der Quantenmechanik.* Distributor: Akateeminen kirjakauppa, Helsinki. 136 pp. 300,— FM. (=Acta Philosophica Fennica. Fasc. V. 1950.)

Karsten, Rafael: *Det moraliska framåtskridandets problem.* [*The problem of moral progress.*] 14 p. 130,— FM. (=Societas Scientiarum Fennica. Årsbok. XXIX (1950—1951). B N:o 8.)

Kerényi, Karl: *»Jälleenlöydetty myytti.»* [*The rediscovered myth.*] Transl. by Kristiina Kivivuori. Suomalainen Suomi 1951, 8; pp. 470—475.

Ketonen, Oiva: *Filosofisen tutkimuksen luonteesta.* [*On the nature of philosophical inquiry.*] Suomalainen Suomi 1951, 6; pp. 316—320.

Ketonen, Oiva: *Vaikutelmia Amerikan filosofiselta näyttämöltä.* [*Impressions from the stage of American philosophy.*] Suomalainen Suomi 1951, 2; p. 83—90.

Kretschmer, Ernst: *Nerous ja ihminen.* [*»Geniale Menschen».*] Transl. by Veli Valpola. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 291 pp. 400,— FM.

Krohn, Sven: *Der logische Empirismus. Eine kritische Untersuchung.*

II. Turun Yliopisto, Turku. 307 pp. 600,— FM. (=Annales Universitatis Turkuensis. Ser. B. Tom. XXXVI.)

Lagerborg, Rolf: *Edvard Westermarck och verken från hans verkstad under hans tolv sista år 1927—39.* [*E. Westermarck and the works from his study during his last twelve years 1927—39.*] Holger Schildt, Helsingfors. 461 p. 800,— FM.

Laurila, Erkki: *Fysikaalisen maailmankuvan suhteesta nykyajan kulttuuriin.* [*On the relation between the physical description of the world and the modern culture.*] Suomalainen Suomi 1951, 2; p. 78—83.

Lehmusto, Heikki: *Alemmuus- ja ylemmyyskompleksin eettistä arviointia.* [*Ethical valuation of the inferiority and superiority complexes.*] Valvoja 1951, 3; p. 118—122.

Lehtovaara, Arvo: *Vaikutelmia Tukholman psykologikongressista.* [*Impressions from the congress of psychologists in Stockholm.*] Kasvatus ja koulu 1951, 4, pp. 180—183.

Leinonen, Hannes: *Frederick Denison Mauricen sosiaalietiikka hänen teologisten peruskatsomustensa valossa.* [*The social ethics of F. D. Maurice in the light of his basic views of theology.*] Suomalainen Teologinen Kirjallisuusseura, Helsinki. 261 pp. 500,— FM.

Lybäck, Holger: *Nerouden ongelma.* [*The problem of genius.*] Suomalainen Suomi 1951, 3; p. 147—151.

Maritain, Jacques: *Aikamme ateismin merkitys.* [*The significance of the atheism of our times.*] Transl. from English by Kristiina Kivivuori. Suomalainen Suomi 1951, 1; p. 6—13.

Meri, Sirkka-Liisa: *Mitä kirjoja kirjastovirkailija voisi lukea psykologiaa oppiakseen.* [*What books could the librarian read to learn psychology.*] Kirjastolehti 1950, 9—10; p. 198—201, 203.

Myksvoll, Birger: *Probleemavanhemmista.* [*On problem parents.*] Transl. by Aune Ovaskainen. Kasvatus ja koulu 1951, 1; p. 32—39.

Nevanlinna, F.: *Lukukäsitteestä.* [*On the concept of number.*] Arkhimedes 1951, 1; p. 1—7.

Nevalinna, Rolf: *Tieteellisten maailmanselitysten luonteesta.* [*On the nature of the scientific theories of universe.*] Valvoja 1951, 5, pp. 197—206.

Nieminen, Armas: *Taistelu sukupuolimoraalista. I. Avioliitto- ja seksuaalikysymyksiä suomalaisen hengenelämän ja yhteiskunnan murroksessa sääty-yhteiskunnan ajoilta 1910-luvulle.* [*A struggle about the sexual moral. I. Questions of marriage and sex in the crisis of intellectual life and society in Finland from the times of the system of estates to the second decade of the twentieth century.*] With English summary. XV, 410 p. 600,— FM. (=Väestöpoliittisen tutkimuslaitoksen julkaisuja. A. 6.)

Niini, Risto: *Fysiikan suurejärjestelmistä.* [*On the systems of quantities in physics.*] Arkhimedes 1951, 2; pp. 1—11.

Novén, Leo: *De religiösa upplevelserna.* [*The religious experiences.*] Finsk tidskrift T. CL (1951), 4—5; pp. 160—170.

Overstreet, H. A.: *Henkinen kypsyys.* [»*The mature mind.*»] Transl. by J. A. Hollo. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 219 pp. 350,— FM.

Päivänsalo, Paavo: *Nuoruusiän sielunelämää. II.* [*Psychology of the youth. II.*] Suomen kasvatus-sosiologinen yhdistys, Helsinki. 222 pp. 380,— FM. (=Suomen kasvatus-sosiologisen yhdistyksen julkaisuja. N:o 4).

Päivänsalo, Paavo: *Nuoruusiän sielunelämää.* [*Psychology of the youth.*] III. Suomen kasvatus-sosiologinen yhdistys. 272 p. 400,— FM. (=Suomen kasvatus-sosiologisen yhdistyksen julkaisuja N:o 5.)

Pipping, Hugo E.: *John Stuart Mill och Harriet Taylor.* [*J. S. Mill and H. Taylor.*] Nya Argus 1951, 13; pp. 192—195.

Pohjakallio, K. A.: *Elämänkatsomusopetusta oppikouluun.* [*Instruction in values of life in secondary schools.*] With English summary. Kasvatus ja koulu 1951, 3; pp. 109—121.

Ravila, Paavo: *Totuus ja metodi kielitieteessä.* [*Truth and method in philology.*] Virittäjä 1951, 2; p. 113—122.

Renvall, Pentti: *Historiantutkimus ja muut humanistiset tieteet.* [*Historical research and other humanities.*] Suomalainen Suomi 1951, 3; p. 134—139.

Ruin, Hans: *Föränderligt och oföränderligt i de estetiska begreppen.* [*Changeable and unchangeable in aesthetic concepts.*] 23 p. 175,— FM. (=Societas Scientiarum Fennica. Årsbok XXIX B. N:o 3.)

Russell, Bertrand: *Avioliitto ja moraali.* [»*Marriage and morals.*»] Transl. by J. A. Hollo. K. J. Gummerus, Jyväskylä. 235 p. 360,— FM.

Russell, Bertrand: *Filosofiaa jokamiehelle.* [»*Unpopular essays.*»] Transl. by Kyllikki Sutinen. 1.—2. ed. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 274 p. 350,— FM.

Saari, Erkki: *Pahantapaisuus yksilön sopeutumattomuuden oireena.* [*Delinquency as a symptom of later social maladjustment.*] With English summary. Jyväskylän yliopistoyhdistys, Jyväskylä. 192 pp. 580,— FM. (=Acta Academiae Paedagogicae Jyväskyläensis. VI.)

Salonen, Veikko: *Tiedon teoria ja tiedon käytäntö.* [*Theory and practice of knowledge.*] Suomalainen Suomi 1951, 7, pp. 377—380.

Salonen, Veikko: *Über die Reduzierbarkeit der Realbegriffe.* Turku, Turun Yliopisto. 134 pp. (=Annales Universitatis Turkuensis. Ser. B. Tom. XXXVIII.)

Schjelderup, Harald: *Neuroosit ja neuroottinen luonne.* [*Neu-*

roses and neurotic character.] Transl. by Annika & Martti Takala. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 174 p. 500,— FM.

Shalloo, Jeremiah P.: *Kulttuuritekijöiden osuudesta alkoholismin synnyssä. [The influence of cultural factors on the origin of alcoholism.*] Alkoholiliikkeen aikakauskirja 1951, 4, pp. 132—138.

Sinervo, Aira: *Filosofian asema Neuvostoliiton oppiaineiden joukossa. [The position of philosophy among the branches of study in USSR.*] Työläisopiskelija 1951, 4; p. 69—71.

Soininen, Aarne & Voipio, Martti: *Alkoholistien typologisesta ryhmittelystä. [On the typologic grouping of alcoholics.*] With English summary. Alkoholikysymys 1951, 2—3, pp. 87—119.

Stenius, Erik: *Hedenius och tankens frihet. [Hedenius and the freedom of thought.*] Nya Argus 1951, 15, pp. 229—232.

Stenius, Erik: *Modern logik. [Modern logic.*] (Rev. of: Marc-Wogau, Konrad: Modern logik.) Finsk tidskrift T. CL (1951), 3, pp. 102—112.

Takala, Martti: *Asymmetries of the visual space.* 175 p. 500,— FM. (=Annales Academiae Scientiarum Fennicae. B. 72. 2.)

Takala, Martti: *Opiskelu ja tieteellinen suhtautumistapa. [Studying and the scientific attitude.*] Työläisopiskelija 1951, 3; p. 48—49.

Takala, Annika & Takala, Martti: *Älykkyyden erikoispiirteiden tutkimuksesta. [On the research of special features of intelligence.*] Kasvatus ja koulu 1951, 2; p. 49—59.

Takala, Martti: See: Takala, Annika.

Totuutta etsimässä. Tutkielmia henkitieteiden alalta. [In search for thruth. Studies from the sphere of humanities.] Publication issued in connection with the 60th anniversary of Professor J. E. Salomaa. Ed. by Urpo Harva & Aarre Tuompo. Werner Söderström, Porvoo-Helsinki. 257 p. 600,— FM.

FROM THE CONTENTS:

Aaltonen, Esko: *Johtajuuden ilmenemismuotoja perinteellisessä kansanelämässä. [Forms of manifestation of the leadership in the tradition of popular customs.*] p. 1—11.

Ahlman, Erik: *»Angst»* p. 13—25.

Bruhn, Karl: *Älykkyys ja psyykillinen mouvailtavuus. [Intelligence and the psychical formability.*] p. 27—42.

Fieandt, Kai von: *Havaitun liikkeen avaruudellisesta paikantamisesta. [On the spatial localisation of an observed motion.*] p. 43—60.

Harva, Urpo: *Tietämisen rajat. [The limits of knowledge.*] p. 61—70.

Heikkinen, Väinö: *Rorschach — ja Behn-Rorschach-testien kokeellinen vertaila. [Experimental comparison of Rorschach and Behn-Rorschach tests.*] p. 71—87.

Ihalainen, V. J.: *Edistyvä kulttuuri ja yhteisön elinkykyisyys.* [*The progressing culture and the vitality of society.*] p. 89—97.

Krohn, Sven: *Totuus ja merkitys.* [*Truth and meaning.*] p. 141—155.

Lehmusto, Heikki: *Värisokeus koululaisten edistymisen esteenä.* [*Colourblindness as a hindrance of the advancing of school-pupils.*] p. 157—166.

Lehtovaara, Arvo: *Puheäänen tunnistamisesta.* [*On the recognizing of voice.*] p. 167— 179.

Saarnio, Uuno: *Matematiikka ja maailmankatsomus.* [*Mathematics and the view of the world.*] p. 181—196.

Salomaa, Sirkka: *Kasvatuspsykologian alkutaipaleelta.* [*From the beginning of educational psychology.*] p. 205—215.

Salonen, Veikko: *Hieman valaisua filosofian käsitteen määrittelyyn.* [*Some light upon the defining of the concept of philosophy.*] p. 217—223.

Tuompo, Aarre: *Murrayn apperceptiotesti psykodiagnostisen tutkimuksen apuna.* [*The Apperception Test of Murray as an aid of the psychodiagnostic research.*] *p. 235—257.*

Valve, Helena: *Szondi-testistä ja sen käytöstä alkoholistien sielullisen rakenteen tutkimisessa.* [*On Szondi test and its application to the research of the psychical structure of alcoholics.*] Alkoholiliikkeen aikakauskirja 1951, 2; p. 72—74.

Voipio, Martti: See: Soininen, Aarne.

Weissenberg, Gay von: *Sosiologia ja pedagogiikka.* [*Sociology and pedagogics.*] Yhteiskunta. II. 1950; p. 200—209.

Wright, G. H. v.: *De stora kulturerna.* [*The great cultures.*] Nya Argus 1951, 6; p. 79—82.

Wright, G. H. v.: *Spengler och Toynbee.* [*Spengler and Toynbee.*] Nya Argus 1951, 4; 47—50.

Wright, G. H. v.: *Ödets kurva. I—II.* [*The curve of destiny.*] Nya Argus 1951, 8; p. 109—112, 9; p. 125—129.

Wright, G. H. von: *Den historiska pseudomorfosen.* [*The historical pseudomorphose.*] Nya Argus 1951, 16, pp. 241—245.

Wright, G. H. von: *Kausalitet och öde.* [*Causality and destiny.*] Nya Argus 1951, 17, pp. 258—262.

Wright, G. H. von: *On the idea of logical truth. (II).* Societas Scientiarum Fennica. 45 p. (=Commentationes Physico-Mathematicae. XV. 10.)

Wright, G. H. von: *Rummets symbolik.* [*The symbolism of space.*] Nya Argus 1951, 15, pp. 225—229.

Wright, G. H. von: *Västerlandets undergång.* [*Decline of the Occident.*] Nya Argus 1951, 18, pp. 275—279.

NORWAY

Ås, Arvid: *Psykodrama.* [*Psychodrama.*] Norsk Pedagogisk Tidskrift (1951), XXXV, 6; p. 177—185.

Aukrust, Tor: *»Imago Dei» hjå Meister Eckehart.* [*»Imago Dei» in Meister Eckehart.*] Norsk Teologisk Tidsskrift 1951, 2; p. 73—126.

Aukrust, Tor: *Kristen gudstro og naturvitenskap.* [*Science and Christian faith.*] Kirke og Kultur (1951), LVI, 6; p. 333—351.

Björkhem, John: *Lettere å leve. En bok om livet og mennesket.* [*Easy living. A book on life and man.*] Transl. by Jon Vogel. Gimnes, Oslo. 176 p. 9, 70 NCr.

Bonde, G. E.: *Essays om nyorienteringen og kulturkampen.* [*Essays on a new area and the cultural fight.*] Bondes forlag, Bergen 1950. 558 p. 20,— NCr.

Brochmann, Georg: *Ny virkelighetsoppfatning.* [*A new view of reality.*] Samtiden (1951), LX, 7; p. 462—475.

Brochmann, Georg: *Mennesket og evigheten.* [*Man and eternity.*] Schehoug, Oslo. 308 p. 27,80 NCr.

Gullichsen, Harald: *Krisen og de intellektuelle. Et forsøk.* [*The crisis and the intellectual. An essay.*] Vinduet (1951), V, 3; p. 171 ff.

Holm, Sverre & Kolsrud, Knut: *Samtala om bygdesosiologi.* [*Dialogue on rural sociology.*] Syn og segn (1951), LVII, 1; p. 1—9.

Kolsrud, Knut: See, Holm, Sverre.

Koppang, Ole: *Mennesket og kulturen.* (*J. Huizingas historiesyn.*) [*Man and culture.* (*J. Huizinga's view on history*).] Kirke og Kultur (1951), LVI, 4; p. 243—248.

Lazarsfeld, P. F.: *The psychological and sociological implications of economic planning in Norway.* Sosiologisk institutt. Mimeographed. 120 p. 7,50 NCr.

Leivestad, Trygve: *Kristendommen og retten.* [*Christianity and law.*] Kirke og Kultur (1951). LVI, 3; p. 140—156.

Lundeby, Arne: *Barnets begrepsforståelse fra utviklingspsykologisk og didaktisk synspunkt.* [*Children's understanding of concepts from a psychological and didactic point of view.*] Norsk Pedagogisk Tidskrift (1951), XXXV, 4; p. 116—128.

Molland, Einar: *De patristiske studier i Skandinavia.* [*The patristic studies in Scandinavia.*] Norsk Teologisk Tidsskrift 1951, 3; p. 193—199.

Natvig, Jacob Steen: *Er mennesket ansvarlig for sine handlinger?* [*Is man responsible for his actions?*] Kirke og Kultur (1951), LVI, 1; p. 4—16.

Nissen, August J.: *Fra psykiatriens grenseland.* [*From the border of psychiatry.*] Kirke og Kultur (1951), LVI, 2; 83—95.

Nordlamd, Eva: *Synsmåter innen psykoterapien.* [*Points of view within psychotherapy.*] Norsk Pedagogisk Tidskrift (1951), XXXV, 6; p. 161—176.

Nyquist, Finn: *Evolusjonen etter Bergson og spørsmålet transcendens.* [*Evolution according to Bergson and the problem of transcendency.*] Samtiden (1951), LX, 10; p. 672—680.

Økland, F.: *The structure of nature.* Dybwad, Oslo. 11 p. 1,65 NCr. (=Skrifter utg. av Det norske Videnskaps-Akademi i Oslo.)

Ording, Hans: *Paul Tillichs filosofiska teologi.* [*The philosophical theology of P. Tillich.*] Norsk Teologisk Tidsskrift 1951, 3; p. 178—192.

(Platon:) *Utvalg og innledning ved Henning Mørland.* [*Selections and introduction by H. Mörland.*] Gyldendal, Oslo. 1936 p. 9,50 NCr. (=De store filosofer.)

Ross, Alf: *Opgør med Retsstridighedslæren.* [*Settlement about the theory of illegality.*] Tidsskrift for Rettsvitenskap (1951), LXIV, 3; p. 205—231.

Russell, Bertrand: *Mennesket og samfunnet.* [»*Power. A new social analysis.*»] Abridged ed. by F. Voss. Stabenfeldt, Stavanger 1950. 150 p. 4,80 NCr.

Sandven, Joh:s.: *Personlighetsdanning.* [*The cultivation of personality.*] Norsk Pedadogisk Tidskrift (1951), XXXV, 1; p. 1—8.

Schweitzer, Albert: *Ærefrykt for livet. Et utvalg av Schweitzers verker.* [*Veneration for life. Selections from Schweitzer's works.*] Ed. by R. Grabs. Preface by Max Tau. Transl. by Oddvar Bjørklund. Tanum, Oslo. 310 p. 20,— NCr.

Skard, Åse Gruda: *Familien i Sambandstatana i nåtida.* [*Family life in USA nowadays.*] Syn og Segn (1951), LVII, 6; p. 241—247.

Skard, E.: *Filosofien i gamletida. Eit historisk oversyn.* [*Ancient philosophy. A historical survey.*] Aschehoug, Oslo. 187 p. 7,— NCr.

Skard, E.: *Filosofien i oldtiden. En historisk oversikt.* [*Ancient philosophy. A historical survey.*] Aschehoug, Oslo. 187 p. 7,— NCr.

Søe, N. H.: *Mennesket i historien.* [*Man in history.*] Kirke og Kultur (1951), LVI, 2; j. 96—106.

Sverdrup, Georg: *Tanker om vitenskap og religion hos ledende naturforskare i vår tid.* [*Views on science and religion of leading scientists of our days.*] Samtiden (1951), LX, 7; p. 434—447.

Tau, Max: *Albert Schweitzer.* Vinduet (1951), V, 6; p. 409—421.

Vilsjø, Hans: *Aktuelle pedagogiske spørsmål.* [*Actual pedagogic problems.*] Tanum, Oslo. 177 p. 9,05 NCr.

Wasberg, Gunnar Christie: *Herbert Butterfield og historiens filosofi.* [*H. Butterfield and the philosophy of history.*] Kirke og Kultur (1951), LVI, 7; p. 406—414.

Wasiutinsky, J.: *Geniet og det overnaturlige. [The genius and the supernatural.]* Mortensen, Oslo. 98 p., ill. 7,— NCr.

Wyller, Egil A.: *Humanisme og — paideia. [Humanism and — paideia.]* Samtiden (1951), LX, 5; p. 301—313.

SWEDEN

Åberg, Nils: *Skapande fantasi. En studie över intuitionens natur. [Creative imagination. A study on the nature of intuition.]* Distr.: Generalstabens Litografiska anstalt, Stockholm. 248 p. 15,— SwCr.

Åberg, Thorsten: *Humanismens nya vägar — och gamla. [New ways — and old — of humanism.]* Sveriges kyrkl. studie-förlag, Stockholm. 22 p. 1,75 SwCr. (=Sveriges kyrkliga studieförbund. Allmän studieplan. 33.)

Åberg, Thorsten: *Naturalismen. En kritisk studie. [Naturalism. A critical study.]* Ehlin, Stockholm. 72 p. 4,— SwCr. (=Idé och samhälle.)

Ahlberg, Alf: *Filosofiskt lexikon. [Philosophical dictionary.]* 3rd rev. ed. Natur & Kultur, Stockholm. 208 p. 7,50 SwCr.

Ahlberg, Alf: *Psykologiens historia. D. 2. Från Spinoza till Bergson. [History of psychology. Part II. From Spinoza to Bergson.]* Natur & Kultur, Stockholm. 133 p. 4,50 SwCr. (=Natur och Kultur 163.)

Ahlberg, Alf: *Humanismen. Historiska perspektiv och aktuella synpunkter. [Humanism. Historical views and actual points of view.]* Sveriges kyrkl. studie-förlag, Stockholm. 228 s. 8,50 SwCr.

Andræ, Tor: *Det religiösa anlaget och andra religionshistoriska essayer. [The religious disposition and other essays on the history of religion.]* Preface by Åke V. Ström. J. A. Lindblad, Uppsala. 250 p. 12,75 SwCr.

Aspelin, Gunnar: *Tänkesätt och samhällsformer. [Ideologies and types of society.]* Verser och vetande, p. 12—23.

Aspelin, Gunnar & Wedberg, Anders & Tigerstedt, E. N.: *Bertrand Russell. Tre studier. [B. Russell. Three essays.]* Natur & Kultur, Stockholm 1950. 51 p.

Benzow, Kristofer: *Sören Kierkegaard och existentialismen. [S. Kierkegaard and existentialism.]* Svensk Tidskrift (1951), XXXVIII, 4; p. 223—228.

Berling, Ejje: *Psykologien i Sverige. [Psychology in Sweden.]* Tiden (1951), XLIII, 6; p. 351—353.

Bibliography of the printed works of Einar Tegen. Theoria (1951), XVII; p. 291—296.

Björkhem, John: *Det ockulta problemet. [The problem of occultism.]* 2nd rev. and enlarged ed. J. A. Lindblad, Uppsala. 194 p. 8,50 SwCr.

Björsjö, Märta: *Om spatial, teknisk och praktisk begåvning. Bidrag till en kvalitativ och kvantitativ analys.* [*On spatial, technical and practical endowment. Contributions to a qualitative and quantitative analysis.*] Gumpert, Gothenburg. 270 p., ill. 15,— SwCr.

Boalt, Gunnar: *Family name and social class.* Theoria (1951), XVII. p. 1—12.

Bohlin, Torsten: *Debatt med profanhumanismen. Aktuella religiösa och moraliska frågor i anslutning till Gunnar Hirdman: Humanism och kristendom.* [*Debate with profane humanism. Actual religious and moral questions attaching to G. Hirdman: Humanism and Christianity.*] Svenska Diakonistyrelsens Förlag, Stockholm. 158 p. 6,50 SwCr.

Brandell, Georg: *Ett psykologiskt funktionsschema av professor Anders Karitz.* [*A psychological scheme of function by Prof. Anders Karitz.*] Pedagogisk Tidskrift (1951), LXXXVII, 9—10; p. 181—195.

Brandt, Herman F.: *Seendets psykologi.* [*»The psychology of seeing».*] Transl. by Inga-Lisa Thyresson. Natur & Kultur, Stockholm. 195 p. 12,— SwCr.

Bratt, Eyvind: *Småstaterna i idéhistorien. En studie i äldre statsdoktriner.* [*The small states in the history of ideas. A study in old state doctrines.*] Almqvist & Wicksell, Uppsala. 231 p. 10,— SwCr. (=Skrifter utg. av Statsvetenskapliga föreningen i Uppsala. 31.)

Broad, C. D.: *Locke's doctrine of substantial identity & diversity.* Theoria (1951), XVII. p. 13—26.

Carlberg, Gösta: *Om människans behov och värden.* [*Needs and values of man.*] Lantbruksförbundets Tidskrifts A.B., Stockholm 1950. 244 p. 6,50 SwCr.

Castberg, Frede: *Stat og individ i moderne samfunsliv. Utviklingslinjer og aktuelle problemer.* [*State and individual in modern social life. Lines of development and actual problems.*] Nordisk Tidskrift (1951), XXVIII, 2—3; p. 124—132.

Croner, Fritz: *Tjänstemannakåren i det moderna samhället.* [*The employees and modern society.*] Geber, Stockholm. 506 p. 34,— SwCr. (=Gebers sociologiska bibliotek.)

Dahlberg, Åke: *Hedeniusdebatten.* [*The Hedenius debate.*] Sveriges kyrkl. studie-förlag. 46 p. 2,75 SwCr. (=Sveriges kyrkliga studieförbund. Allmän studieplan. 32.)

Dahlström, Edmund: *Some aspects of quantitative verification in sociology.* Theoria (1951), XVII; p. 27—28.

Dahlström, Edmund: *Trivsel i söderort. Sociologisk undersökning i Hägerstenåsen och Hökmossen 1949—1950.* [*A community study for social planning.*] With an English summary. Nordiska Bok-

handeln, Stockholm. 298 p. 22,50 SwCr. (=Monografier utg. av Stockholms kommunalförvaltning.)

Edmar, Birger: *Frisinnad kristendom och modern religionsdebatt.* [*Liberal Christianity and modern debate on religion.*] Religion och kultur (1951), XXXIII, 1; p. 1—9..

Ekman, Gösta, *Skolformer och begåvningsfördelning.* [*School types and the intelligence level of the pupils.*] Pedagogisk Tidskrift (1951), LXXXVII, 1—2; p. 15—37.

Ekman, Gösta: *Samarbetets psykologi. Experimentella och teoretiska bidrag.* [*The psychology of cooperation. Experimental and theoretical contributions.*] Geber, Stockholm. 151 p. 9,75 SwCr. (=Almqvist & Wiksells psykologisk-pedagogiska bibliotek.)

Ekman, Rolf: *Vilhelm Ekelund och Nietzsche. En idéhistorisk studie.* [*V. Ekelund and Nietzsche. A study in the history of ideas.*] With an English summary. C. W. K. Gleerup, Lund. 144 p. 9,— SwCr. (=Skrifter utg. av Vilhelm Ekelund-samfundet. 2.)

English, O. Spurgeon & Pearson, Gerald H. J.: *Vårt känsloliv och dess problem.* [»*Emotional problems of living*».] With preface by Niels Haak. Transl. by Irmgard Pingel. Natur & Kultur, Stockholm. 401 p. 18,50 SwCr.

Flugel, J. C.: *Klädernas psykologi.* [»*The psychology of clothes*».] Transl. by Dagny Henschen. Natur & Kultur, Stockholm. 230 p., ill. 13,50 SwCr.

Fries, Martin: *Zur Interpretation einiger Gedanken in der Philosophie Hägerströms.* Theoria (1951). XVII; p. 39—45.

Godal, Odd: *Marxism och demokrati. En kritisk granskning av huvudtankarna hos Karl Marx.* [*Marxism and democraty. A critical analysis of the leading ideas of Karl Marx.*] Transl. by Gösta Herthelius. Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Förlag, Stockholm. 157 p. 7,— SwCr.

Gustafsson, Berndt: *Kyrkoliv och samhällsklass. Studieplan jämte handledning.* [*Church life and social class. Plan of study and instruction.*] Sveriges kyrkl. studie-förlag, Stockholm. 37 p. 1,75 SwCr. (=Sveriges kyrkliga studieförbund. Allmän studieplan. 23.)

Hadfield, J. A.: *Psykologi och själslig hälsa. Ett bidrag till utvecklingspsykologin.* [»*Psychology and mental health*».] Transl. by Torsten Fredriksson. Forum, Stockholm. 464 p. 21,50 SwCr.

Halldén, Sören: *What is a word?* Theoria (1951). XVII. p. 46—56.

Hammar, Geo: *Psykologi.* [*Psychology.*] In cooperation with Alf Ahlberg. Ehlin, Stockholm. 635 p. 18,— SwCr. (=Ehlins handböcker.)

Hansen, Valdemar: *Nyere dansk Kierkegaardslitteratur.* [*New*

Danish literature on Kierkegaard.] Nordisk Tidskrift (1951), XXVII, 2—3; p. 152—155.

Hedenius, Ingemar: *Att välja livsåskådning.* [*To choose one's view of life.*] Bonnier, Stokcholm. 363 p. 16,50 SwCr.

Hedenius, Ingemar: *A note to Plato's Republic X, 596 c—d.* Theoria (1951), XVII; p. 57—60.

Hedenius, Ingemar: *G. E. Moore.* Ord och Bild (1951), LX, 5; p. 316—323.

Henricson, Sven-Eric: See: Husén, Torsten.

Herlitz, Nils: *Rättsstaten.* [*The state of justice.*] Svensk Tidskrift (1951), XXXVIII, 9; p. 507—519.

Herrlin, Olle: *The ontological proof in Thomistic and Kantian interpretation.* Lundeqvist, Uppsala. 115 p. 4,50 SwCr. (=Uppsala universitets årskrift. 1950: 9.)

Husén, Torsten: *Vänsterhänthet och intellektuell prestationsförmåga. Ett bidrag till vänsterhänthetens psykologi.* [*Left-handedness and intellectual capacity. A contribution to the psychology of left-handedness.*] Skola och samhälle 1951, 8; p. 231—238.

Husén, Torsten & Henricson, Sven-Eric: *Some principles of construction of group intelligence tests for adults. A report on construction and standardization of the Swedish induction test (the I-test).* Almqvist & Wiksell, Stockholm. 100 p. 5,— SwCr.

Husén, Torsten: *Psykologi och statistik. Ett genmäle med anledning av prof. Quensels och kand. Weibulls artikel om »Skolbildning och testresultat».* [*Psychology and statistics. Rejoinder to the article of Professor Quensel and Mr. Weibull.*] Pedagogisk Tidskrift (1951), LXXXVII, 1—2; p. 37—44.

Husén, Torsten: *The influence of schooling upon IQ.* Theoria (1951), XVII; p. 61—88.

Israel, Joachim & Valentin-Israel, Mirjam: *Det finns inga elaka barn!* [*There are no naughty children!*] Norstedt & Söner, Stockholm. 149 p. 7,— SwCr.

Jansson, Jan-Magnus: *Några synpunkter på begreppen »rättsordning» och »stat».* [*Some points of view on the concepts of »legal order» and »state».*] Statsvetenskaplig Tidskrift (1951), LIV, 3; p. 181—191.

Johansson, Alf: *1940-talets stadsutveckling.* [*City development from 1940 to 1950.*] In: Människan och Samhället, p. 118—125.

Karlsson, Georg: *Den moderna sociologien.* [*Modern sociology.*] Bonnier, Stockholm. 54 p. 2,75 SwCr. (=Studentföreningen Verdandis småskrifter 514.)

Karlsson, Georg: *Sociologiens forskningsmetoder.* [*The scientific*

methods of sociology.] Bonnier, Stockholm. 56 p. 2,75 SwCr. (=Studentföreningen Verdandis småskrifter 515.)

Karlsson, Georg: *Prognos för lycka i äktenskapet.* [*Prognosis for happiness in marriage.*] Tiden (1951). XLIII, 1; p. 28—33.

Karlsson, Georg: *Adaptibility and communication in marriage. A Swedish predictive study of marital satisfaction.* Author, Uppsala. 215 p. 15,— SwCr.

Katz, David: *Zwei Beiträge zur Psychologie der Wahrnehmung. I. Der Augenkontakt. II. Transponierung optischer Gestalten durch Raumverdichtung.* Theoria (1951), XVII. p. 89—102.

Kinberg, Olof: *La prison facteur criminogène.* Theoria (1951), XVII. p. 103—122.

Kluckhohn, Clyde: *Människans spegel.* [*»Mirror for man. The relation of antropology to modern life».*] Transl. by Sam Owe Jansson. Tiden, Stockholm. 312 p. 17,— SwCr. (=Modern människokunskap.)

Koppang, Ole: *Fra amerikansk idéhistorisk forskning Arthur Lovejoys banebrytende arbeider.* [*From American research in the history of ideas. The pioneer works of A Lovejoy.*] Nordisk Tidskrift (1951), XXVII, 4—5; p. 187—195.

Kretschmer, Ernst: *Modern psykoterapi.* [*»Psychotherapeutische Studien».*] Transl. by Karl Hylander. Natur & Kultur, Stockholm. 213 p., ill. 11,— SwCr.

Lagerborg, Rolf: *L'Ethical relativity de Westermarck. Quelques commentaires.* Theoria (1951), XVII; p. 123—127.

Lagerroth, Fredrik: *Till frågan om statsformernas system.* [*On the question of the system of the types of state.*] Statsvetenskaplig Tidskrift (1951), LIV, 1; p. 1—12.

Landberg, Georg: *Harald Hjärne i religionsdebatten. En orientering och en textkommentar.* [*Harald Hjärne and the debate on religion.*] J. A. Lindblad, Uppsala. 96 p. 5,50 SwCr.

Larsson, Rich.: *Varför tror moderna människor på Gud?* [*Why do modern people believe in God?*] Gummesson, Stockholm. 163 p. 7,50 SwCr.

Lassen, Bengt: *Från dagens diskussion om straff och moral.* [*Present day discussion on punishment and morals.*] Svensk Juristtidning (1951), XXXVI, 9; p. 690—693.

Lilja, Einar: *Den lutherska kyrkans bidrag till det moderna samhällets väsen.* [*The contribution of the lutheran church to the essence of modern society.*] Svensk Teologisk Kvartalskrift (1951), XXVII, 2; p. 111—119.

Lindner, Torsten: *Helhetssyn på människan. Kropp och själ i nutida medicin.* [*Man in his entirety. Views on body and soul in modern

medicine.] Kooperativa Förbundets Bokförlag, Stockholm. 160 p. 8,— SwCr.

Lindström, Valter: *Biologisk och kristen människosyn.* [*Biological and Christian views on man.*] Sveriges kyrkl. studie-förlag, Stockholm. 31 p. 1,25 SwCr. (=Sveriges kyrkliga studieförbund. Skriftserie. 14.)

Linton, Ralph: *Personlighet och kultur.* [»*The cultural background of personality*».] Transl. by Ingrid Klackenberg-Larsson. Kooperativa Förbundets Bokförlag, Stockholm. 141 p. 7,— SwCr.

Mac Leod, Andries H. D.: *Implikation und Konsequenz nach Gunnar Oxenstierna.* Theoria (1951), XVII; p. 128—139.

Marc-Wogau, Konrad: *Kants Lehre vom analytischen Urteil.* Theoria (1951), XVII; p. 140—154.

Melvin, Kenneth: *Människan bakom masken.* [»*The mask and the face*».] Transl. by Karl Hylander. Natur och Kultur, Stockholm. 272 p. 14,50 SwCr.

Meurling, Per: *Spinoza och Hägerström.* [*Spinoza and Hägerström.*] Samtid och Framtid (1951), VII, 3; p. 152—157.

Moberg, Sven: *Vem blev student och vad blev studenten? Statistiska studier rörande härstamning, studentbetyg, vidare utbildning, yrkes-, inkomst-, förmögenhets- och familjeförhållanden bland fem årgångar svenska studenter under perioden 1910—1943.* [*Who became a student and what has become of him? Statistical studies concerning descent, marks, education, profession, income, fortune and family circumstances of Swedish students examined during five different years of the period of 1910—1943.*] With a summary in English. C. W. K. Gleerup, Lund. 364 p. 20,— SwCr. (=Samhällsvetenskapliga studier. 7.)

Morin, Harald: *Wille und Zeit in Schopenhauers Philosophie.* Theoria (1951), XVII; p. 155—175.

Moritz, Manfred: *Studien zum Pflichtbegriff in Kants kritischer Ethik.* C. W. K. Gleerup, Lund. 190 p. 10,— SwCr.

Moritz, Manfred: *Über den Satz »die Handlung H ist Pflicht».* Theoria (1951), XVII; p. 176—182.

Nelson, Gösta: *Själavårdens elementa.* [*The elements of the cure of souls.*] C. W. K. Gleerup, Lund. 95 p. 4,25 SwCr.

Nilsson, Martin P:n: *Universell religion.* [*Universal religion.*] Svensk Teologisk Kvartalskrift (1951), XXVII, 3; p. 188—192.

Norrby, Tore: *Sören Kierkegaard.* Wahlström & Widstrand, Stockholm. 193 p., ill. 9,50 SwCr.

Nyman, Alf: *Personalbehandlingen inom industrien. Några anteckningar till arbetstrivselns och samarbetets psykologi.* [*The treatment of industrial workers. Some notes on work satisfaction and cooperation.*] Svensk Tidskrift (1951), XXXVIII, 7; p. 380—391.

Nyman, Alf: *Gränsbegrepp och renodling inom vetenskapen. Exempel — analyser — teori.* [*Limitary concepts and concept cultivation in scientific research.*] With a French summary. C. W. K. Gleerup, Lund. 199 p. 20,— SwCr. (=Lunds universitets årsskrift. N. F. Avd. 1. Vol. 47: 1.)

Nyman, Alf: *Vitalis Norström och hans avfall från Boströmianismen. En motivbestämning.* [*Vitalis Norström and his backslide from Boströmianism.*] With a French summary. Vetenskapssocieteten i Lund. Årsbok 1950; p. 89—115.

Nyman, Alf: *Concepts-limites et »culture pure» dans l'étude des lettres.* Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund. Årsberättelse 1950—1951; p. 99—119.

Öhman, Suzanne: *Wortinhalt und Weltbild. Vergleichende und methodologische Studien zu Bedeutungslehre und Wortfeldtheorie.* Author, Saltsjö-Duvnäs. 194 p. 15,— SwCr.

Olivecrona, Karl: *Straffets vara eller icke vara.* [*The being or not being of punishment.*] Svensk Juristtidning (1951), XXXVI, 8; p. 575—580.

Olsson, Bror: *Erasmus.* Ljus, Stockholm. 74 p. 3,75 SwCr. (=Humanistisk kultur nr. 1.)

Olsson, Bror: *Hans Larsson. Den politiska tänkaren.* [*Hans Larsson. The political thinker.*] O. Eklund, Stockholm. 189 p. 9,50 SwCr.

Overstreet, H. A.: *Den mogna människan.* [»*The mature mind*».] Transl. by Disa Törngren. Geber, Stockholm. 251 p. 12,75 SwCr.

P(asserin) d'Entrèves, A.: *Naturrätten. En idéhistorisk och rättsfilosofisk undersökning.* [»*Natural law*».] With preface by John Landquist. Transl. by Anders Byttner. Natur & Kultur, Stockholm. 152 p. 10,50 SwCr.

P(asserin) d'Entrèves, A.: *Den odödliga naturrätten.* [*The immortal natural law.*] Samtid och Framtid (1951), VIII, 5; p. 259—264.

Pearson, Gerald H. J.: See: English, O. Spurgeon.

Petzäll, Åke: *Man and Society.* Theoria (1951), XVII; p. 183—192.

Pfannenstill, Bertil: *A critical analysis of operational definitions.* Theoria (1951), XVII; p. 193—209.

Piaget, Jean: *Intelligensens psykologi.* [»*La psychologie de l'intelligence*».] Transl. by Gustaf Lundgren. Natur & Kultur, Stockholm. 215 p. 11,— SwCr.

Platon: *Tre dialoger.* [*Three dialogues.*] Transl. by Claes Lindskog. Illustrations by Claude Hertenberger. Bibliofila klubben, Stockholm. 161 p. 45,— SwCr.

Ramer, Torsten: *Beteenderubbningar och deras bakgrund.* [*Disturbances in behaviour and their background.*] Pedagogisk Tidskrift (1951), LXXXVII, 9—10; p. 96—208.

Regnéll, Hans: *On negation and negative facts.* Theoria (1951), XVII; p. 210—221.

Rössel, James: *Bertrand Russells politik.* [*B. Russell's politics.*] Folklig Kultur (1951), XVI, 1; p. 17—19.

Rothlieb, Curt: *Olavus Petris statsrättsliga idéer.* [*Olavus Petri's ideas of political law.*] Statsvetenskaplig Tidskrift (1951), LIV, 1; p. 41—61.

Russell, Bertrand: *Mänskligheten vid skiljevägen.* [*»New Hopes for a changing world».*] Transl. by Karl Hylander. Natur & Kultur Stockholm. 235 p. 13,50 SwCr.

Russell, Bertrand: *Blir människan överflödig?* [*Will man be superfluous?*] Samtid och Framtid (1951), VIII, 9; p. 521—523.

Ryding, Nils-Erik: *Begreppen nytta och sanning inom fransk upplysningsfilosofi. Studier kring en idékonflikt.* [*The concepts of utility and truth in French 18th century philosophy.*] C. W. K. Gleerup, Lund. 303 p. 12,— SwCr.

Sandström, Carl Ivar: *Orientation in the present space.* Almqvist & Wiksell, Stockholm. 193 p., ill. 18,— SwCr.

Sandström, Carl Ivar: *Psykologisk ordbok.* [*Psychological dictionary.*] 2nd enlarged ed. Geber, Stockholm. 135 p. 6,85 SwCr.

Schou, H. I.: *Nervkur. Några tankar om psykologi och psykiatri.* [*The cure of nerves. Some thoughts on psychology and psychiatry.*] Transl. by Gunnar Redell. J. A. Lindblad, Uppsala. 93 p. 3,50 SwCr.

Segelberg, Ivar: *The intentionality of gladness.* Theoria (1951), XVII; p. 222—225.

Segerstedt, Torgny T.: *Some assumptions in attitude research.* Theoria (1951), XVII; p. 226—239.

Sociologi. [*Sociology.*] Forum, Stockholm. 303 p. 18,50 SwCr.

CONTENTS:

Karlsson, G.: *Ett sociologiskt referenssystem.* [*A system of sociological reference.*] p. 9—17.

Boalt, G.: *Gruppen.* [*The group.*] p. 18—27.

Boalt, G.: *Status.* [*Prestige.*] s. 28—40.

Boalt, G.: *Samhällsklasser.* [*Social classes.*] p. 41—50.

Karlsson, G.: *Familj och äktenskap.* [*Family and marriage.*] p. 51—69.

Boalt, G.: *Skolans sociologi.* [*School sociology.*] p. 70—88.

Boalt, G.: *Religiöst beteende.* [*Religious behaviour.*] p. 89—101.

Boalt, G.: *Arbetsgruppen.* [*The working group.*] p. 102—111.

Boalt, G.: *Värnplikten.* [*Conscription.*] p. 112—123.

v. Euler, R.: *Tidsfaktorn.* [*The time factor.*] p. 124—158.

Boalt, G.: *Social missanpassning.* [*Social misadaption.*] p. 159—188.

Dahlström, E.: *Stadssociologi.* [*Urban sociology.*] p. 189—215.

Rundblad, B.: *Landsbygdssociologi.* [*Rural sociology.*] p. 216—240.

Dahlström, E.: *Lokal samhällsplanering.* [*Community planning]* p. 241—268.

Dahlström, E.: *Behovsbegreppet i social planering.* [*The concept of need in social planning.*] p. 270—285.

v. Hofsten, E.: *Några statistiska grundbegrepp.* [*Some fundamental concepts of statistics.*] p. 286—295.

Stolpe, Sven: *Henri Bergson och kyrkan.* [*H. Bergson and church.*] Credo (1951), XXXII, 3; p. 138—141.

Sundström, Erland: *Tre livsåskådningar.* [*Three views of life.*] Gummesson, Stockholm. 134 p. 4,50 SwCr.

Svanfeldt, Nils G.: *Konfusius — en aktuell kinesisk filosof.* [*Confucius — an actual Chinese philosopher.*] Samtid och Framtid (1951), VIII, 5; p. 304—307.

Székely, Lajos: *Die Realität in der Auffassung Freuds.* Theoria (1951), XVII; p. 240—245.

Tenerz, Hugo: *Jämförelsen mellan resultaten av inträdesprövningarna vid småskoleseminarierna 1948 och de då intagna elevernas vitsord i examen 1950.* [*Comparison between some results of admission tests and examination marks in Swedish infant-school seminaries.*] Skola och Samhälle 1951, 7; p. 185—213.

Thune, N.: *Religion und Minderwertigkeitsgefühl. Eine Untersuchung der Auseinandersetzung der Adlerischen Individualpsychologie mit der Religion.* Lundeqvist, Uppsala. 101 p. 4,— SwCr. (=Uppsala universitets årsskrift 1950: 11.)

Tigerstedt, E. N.: See: Aspelin, Gunnar.

Trankell, Arne: *Vänsterhäntheten hos barn i skolåldern.* [*Left-handedness of school age children.*] Stockholm 1950, 296 p., ill. 12,— SwCr.

Valentin-Israel, Mirjam: See Israel, Joachim.

Vallenberg, V.: *Frenologisk psykologi.* [*Phrenological psychology.*] Litteraturförlaget, Stockholm. 48 p., ill. 3,— SwCr.

Vretblad, Hillevi: *Nordisk rättshistorisk litteratur 1941—1949.* [*Northern litterature of the history of law 1941—1949.*] Skrifter utgivna av Institutet för rättshistorisk forskning. Serien II. Rättshistoriska studier, Band 1. p. 274—346.

Wedberg, Anders: *Some problems in the logical analysis of legal science.* Theoria (1951), XVII; p. 246—275.

Wedberg, Anders: See Aspelin, Gunnar.

Wermlund, Sven: *Culture, behavior and patterns of behavior.* Theoria (1951), XVII; p. 276—290.

Wermlund, Sven: *Människan som samhällsvarelse. Inledning till socialpsykologien.* [*Man as a social being. Introduction to social psychology.*] C. W. K. Gleerup, Lund. 228 p. 12,— SwCr. (=Göteborgs högskola. Forskningar och föreläsningar.)

BOOKS RECEIVED

Biemel, Walter: *Le concept de monde chez Heidegger.* Louvain & Paris. 184 p. 1,20 $. (=Philosophes contemporaines. Textes et études.)

Brøndal, Viggo: *Théorie des prépositions. Introduction à une sémantique rationelle.* Transl. by Pierre Naert. Munksgaard, Copenhagen, 1950. 145 p. 15,— DCr.

Brunner, Constantin: *Det entlarvte Mensch.* Hrsg. und eingeleitet v. Lothar Bickel. Nijhoff, Haag 1951. 205 p. 9,— fl.

Brusiin, Otto: *Über das juristische Denken.* 1951. 164 p. (=Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanorum Litterarum. XVII: 5.)

Cleve, Felix M.: *The philosophy of Anaxagoras. An attempt at reconstruction.* King's Crown Press, Columbia University. New York 1949. 167 p. 3,— $.

d'Entrèves, A. P.: *Naturrätten. En idéhistorisk och rättsfilosofisk undersökning.* Förord av John Landquist. Övers. av Anders Byttner. Natur & Kultur, Stockholm 1951. 152 p. 10,50 SwCr.

Essays on Logic and Language. A collection of philosophical articles. Ed. by A. G. N. Flew. Basil Blackwell, Oxford 1951. 206 p. 16,—.

Ewing, A. C.: *The fundamental questions of philosophy.* Routlegde & Kegan Paul, Ltd. London (1951). 160 p. 18,—.

Feibleman, James K.: *Ontology.* The John Hopkins Press. Baltimore 1951. 807 p. 9,75 $.

Goodman, Nelson: *The structure of appearance.* Harvard University Press. Cambridge (Mass.) 1951. 315 p. 4,— $.

Handbook of experimental psychology. Ed. by S. S. Stevens. John Wiley 3 Sons, Inc. New York 1951. 1436 p. 15,— $.

Hartnack, Justus: *Analysis of the problem of perception in British empiricism.* Munksgaard, Copenhagen 1950. 203 p.

Holloway, John: *Language and intelligence.* MacMillan & Co. London 1951. 192 p. 12/6.

Honkavaara, Sylvi: *On the psychology of artistic enjoyment.* Helsinki 1949. 161 p. (=Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. Tom 66,1).

Jørgensen, Jørgen: *The development of logical empiricism.* The

University of Chicago Press. 1951. 100 p. 1,25 $. (=International Encyclopedia of Unified Science. Vol. II, 9.)

Krohn, Sven: *Der logische Empirismus. Eine kritische Untersuchung I.* Turku 1949. 276 p. (=Annales Universitatis Turkuensis. Series B. Tom XXXI.)

Lacombe, Olivier: *Existence de l'homme.* Desclée, de Brouwer & Cie, 1951. Bruges (Belgiques). 159 p.

Loenen, J. H. M. M.: *De nous in het systeem van Plato's Philosophie.* With summaries in English and French. Jasonpers Universiteitspers. Amsterdam (1951).

Lupasco, Stephane: *Le principe d'antagonisme et la logique de l'énergie.* Herman & Cie, Paris 1951. 137 p. (=Actualités scientifiques det industrielles 1133.)

Morgan, Charles: *Liberties of the mind.* Macmillan & Co. London 1951. 252 p.

Proceedings of the American Catholoic Philosophical Association. Vol. XXV: *The nature of man.* Ed. by Charles A. Hart. The Catholoic University of America. Washington 17. D. C. 219 p. 3,— $.

Rubin, Edgar: *Experimenta psychologica. Collected scientific papers in German, English and French.* Munksgaard, Copenhagen 1949. 356 p. 24,80 DCr.

Saw, Ruth Lydia: *The vindication of metaphysics. A study in the philosophy of Spinoza.* MacMillan & Co. London 1951. 173 p. 12/6.

Sciacca, Michele-F.: *L'existence de Dieu. Préface de Louis Lavelle.* Aubier, Editions Montaigne. Paris (1951). 219 p. (=Philosophes Italiens.)

Schmidt, Phiseldeck, Kay: *Aitia. Historie og Kausaltækning.* Harck, Copenhagen 1951. 103 p. (=Studier vedrørende de historiske problemer V.)

Stefanini, Luigi: *Esistenzialismo Ateo ed Esistenzialismo Teistico. Espogione e critica costruttiva.* Cedam-Casa Editrice Dott. Antonio Milani-Padova 1952. 370 p. 1500 Lire.

Stern, Norbert: *Fürchte nicht. Wege zur geistigen Überwindung von Furcht und Feindschaft.* Licht-Verlag, Zürich (1950). 279 p. 9,90 SFr.

Valeur philosophique de la psychologie. Ouvrage publié avec le concours de centre national de la recherche scientifique. Presses Universitaires de France. Paris 1951. 274 p. 720 fr.

Waehlens, A. De: *Une philosophie de l'ambiguité. L'existentialisme de Maurice Merleau-Ponty.* Publications Universitaires de Louvain. E. Nauwelaerts, Louvain. 410 p. 150 FrBelg. (=Bibliothèque Philosophique de Louvain.)

The JOURNAL OF SYMBOLIC LOGIC

INSTITUT INTERNATIONAL DE PHILOSOPHIE

Administrateurs: ÅKE PETZÄLL, RAYMOND BAYER

Bibliographie de la philosophie

La structure de cet instrument de travail est à 6 entrées :

— Le 1er catalogue, classé par pays, constitue le catalogue mondial des *éditeurs* de philosophie.

— Le 2e catalogue, selon le même classement, est un recensement des *revues* philosophiques et semi-philosophiques avec tous leurs renseignements signalétiques.

— Le 3e catalogue signale toute la production philosophique du semestre précédent avec toutes les caractéristiques nécessaires aux centres de documentation et aux bibliothèques, par ordre alphabétique d'*auteurs* (titre, indication de la langue originale, traductions en français et en anglais, éditeur, année, format, nombre des pages, collection, avec les indications supplémentaires indispensables pour les articles de revues).

— Les trois derniers catalogues sont systématiques :

— Le 4e catalogue reclasse toute la matière du volume *topographiquement* et *chronologiquement.*

— Le 5e catalogue présente un répertoire des *philosophes* et des *savants* analysés et étudiés dans les ouvrages et articles cités au catalogue 3.

— Le catalogue 6 constitue un véritable lexique philosophique analytique franco-anglais de la matière du volume classée par *notions.*

Abonnements

2 volumes 1949: *5 dollars* (1.750 fr), réduits à 4 $ (1.400 fr) pour les membres d'une Société adhérant à la Fédération Internationale des Sociétés de Philosophie.

2 volumes 1950: mêmes conditions.

Prière d'adresser les demandes d'abonnement et les chèques bancaires (en monnaie nationale) ou postaux (en francs français) au nom de la

LIBRAIRIE VRIN
6, Place de la Sorbonne
Paris 5e
Compte de Chèques Postaux: Paris 196-30

Vente par Volume

Année 1937-2 (1 épuisé): $ 2,25 (750 fr), 1938-1 et 2: $ 4,50 (1.500 fr), 1939 (1 seul vol.): $ 2,25 (750 fr), 1946-1 et 2: $ 7,00 (2.400 fr), 1947-1 et 2: $ 7,00 (2.400 fr), 1948-1 et 2: $ 7,00 (2.400 fr).

Printed by *Berlingska Boktryckeriet* Lund 1952

8: — Sw. Cr.